BX 7943
.R3 A5
Copy 1

Lebensbilder aus der Innern Mission!

Pastor Louis von Ragué.

Class BX7943

Book .R3A5

Copyright No.

COPYRIGHT DEPOSIT.

Pastor Louis von Magué.

Nehem. 2, 17: Kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen!

Lebensbilder aus der Innern Mission!

Pastor Louis von Ragué.

Erinnerungen aus seinem Leben und Wirken.

Zugleich ein Lebensbild
aus der Deutschen Evang. Synode von A. A.

Herausgegeben
im Auftrag des Evangelischen Waisen-Vereins
im Süd-Illinois-Distrikt.

Verlag der Evangelischen Waisenheimat,
Hoyleton, Illinois.

1912.

BX7943
.R3A5

Entered, according to Act of Congress, in the year 1912,
BY REV. M. SCHROEDEL,
In trust for the Orphans Association in the Southern Illinois District of the German Ev. Synod of N. A., in the office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Gedruckt in der Druckerei des
Eden Publishing House, St. Louis, Mo.

$0.50
©CLA330155
no. 1

H. B. 9 Jan., 1913

Inhalts-Verzeichnis.

(Die eingeklammerten Zahlen geben zugleich die geschichtliche Uebersicht.)

Seite.

Vorwort 5

I. Teil.

Aus der Jugendzeit 8

1. Früh verwaist (1838—1847) 8
2. Kleine Glaubenshelden (1847—1850) 10
3. Die Konfirmation (1852) 12
4. Der nach dem Missionarsberuf strebende Jüngling bei Pastor Louis Harms und Mutter Jolberg (1858) 13
5. Der Barmer Missionszögling (1859—1864) 14
6. Abordnung als Prediger nach Amerika und Reise nach St. Louis, Mo. (1864) 17

II. Teil.

Aus der Missionsarbeit im Weinberg des Herrn 21

1. Berufung und Reise nach dem ersten Arbeitsfeld (1864) 21
2. Missionsarbeit in Town Rhine, Wis., und Umgegend (1865—1870) 25
3. Allerlei heitere Erlebnisse auf dem ersten Arbeitsfelde 30
4. Trübsal in Town Rhine und erste Deutschlandreise 35
5. Bittere Erfahrungen beim ersten Amtswechsel 40
6. Missionsarbeit in Milwaukee, Wis., und Umgegend (1870—1872) 43
7. Missionsarbeit im Staate Minnesota (1872—1874) 45
8. Missionsarbeit in Ellsworth, Wis. (1874) 52
9. Der Pastor der evang. Zions-Gemeinde zu Hoyleton im Staate Illinois (Weihnachten1874 bis Ostern 1881) 54
10. Missionsarbeit in New Orleans im Staate Louisiana (1881—1882) 58
11. Allerlei Erlebnisse in New Orleans 65
12. Pastorat in Quincy, Ill., an der evang. Salems-Gemeinde (1882—1893) und zweite Deutschlandreise (1888) 66

Seite.
13. Missionsarbeit in Belleville, Ill. (1893—1898) 78
14. Freundlicher Verkehr mit katholischen Priestern in Belleville ... 86
15. Feierabend-Vorboten in Naperville, Ill., (1898—1903) und Herrn Pastor O. W. Lauxmanns Bericht über die Entstehung der „Erinnerungen" daselbst 87

III. Teil.

Aus der Seelsorge und Hirtenfürsorge 92
1. Erlebnisse bei allerlei Amtshandlungen 92
2. Erlebnisse in ansteckenden Krankheiten 98
3. Erfahrungen an Kranken- und Sterbebetten 100
4. Versöhnung entzweiter Eheleute 106
5. Fürsorge für arme Familien 109
6. Synodale Herberge für Reichsgottesarbeiter im Pfarrhaus 114
7. Heimatlose Fremdlinge in der „Höhle Adullam" 117

Schluß.

Schlußwirksamkeit als Emeritus in Austin und Irving Park, Chicago, und Heimgang daselbst (1903—1910) 131

Vorwort.

Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet,
Denke daran, was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet.

Wenn der Tag sich neiget, die Sonne lange Schatten wirft, und man des Tages Last und Hitze getragen hat, setzt sich der müde Arbeiter gern vor seine Hütte, um auszuruhen und einen Rückblick zu werfen auf die Mühe und Arbeit des vergangenen Tages. Er freut sich der langersehnten Ruhe. Das menschliche Leben wird ja nun häufig mit einem Tagewerk verglichen. Das Alter ist der Abend und der müde Christ freut sich über die gnädige, freundliche Durchhilfe seines Herrn und Heilandes; in wehmütigem, demütigem Rückblick auf die mancherlei Fehler und Schwächen, deren er sich schuldig weiß, betet er: „Deine Gnad und Jesu Blut machen allen Schaden gut." Und fühlt er dann, daß die alte Leibeshütte immer mehr zusammenbricht und die Jugendkräfte geschwunden sind, schaut er mit wehmütiger Freude in die Zukunft, wo noch eine Ruhe aufbehalten ist dem Volke Gottes und singt mit zitternder Stimme:

Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht;
Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht;
Das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang
Bewillkommt die Seele mit süßem Gesang.
Ruh, Ruh, himmlische Ruh;
Im Schoße des Mittlers, ich eile dir zu.

Mit diesen Einleitungsworten beginnt Herr Pastor Louis von Ragué selbst die Aufzeichnungen von seinem Leben und Wirken. Man kann von ihm mit Recht sagen: Er war ein unermüdlicher Arbeiter der Inneren Mission im sammeln von Glaubensgenossen, im gründen von Gemeinden, im erbauen von Kirchen, im bahnbrechen für nachfolgende Reichsgottesarbeiter, im werben von Jünglingen für die synodalen Lehranstalten, in der Seelsorge an den bekümmerten Herzen, in der Fürsorge für die Armen und in der Rettung der Verlorenen.

Die unter seiner Wirksamkeit erbauten Evangelischen Kirchen in Town Rhine, Milwaukee, Butler und Fond du Lac im Staate Wisconsin, ferner in St. Paul und Cottage Grove im Staate Minnesota und schließlich in Hoyleton, Du Bois, Ursa, Belleville, Austin und Irving Park, Chicago im Staate Illinois, sind würdige Zeugnisse seines Wirkens zur Ehre Gottes.

Seine reichen Erfolge im Amtsleben sind nun nächst Gott auch seiner treuen Ehegattin mit zu danken, die als eine allzeit willige Mithelferin mit Weisheit und Geduld ihm betend zur Seite stand.

Herr Pastor Chr. Mohr in Carmi, Ill., sein ehemaliger Studiengenosse, charakterisiert ihn treffend mit folgender Schilderung:

„Wir gingen auf der einen Seite der Straße in Belleville, da sah er auf der andern einen Knaben laufen. „Laß uns hinübergehen," forderte er mich auf. Dann grüßte und stellte er den Knaben, klopfte ihm leutselig auf die Schulter und fragte: „Warum kamst du am Sonntag nicht zur Sonntagschule?" Der wußte keine rechte Entschuldigung. Da entließ er ihn freundlich mit der Ermahnung: „Komm nächsten Sonntag, du kriegst auch eine „Christliche Kinderzeitung." " Von da ging's ans Krankenbett einer alten Dulderin, er redete so natürlich und ermunternd zu ihr. Zum Schluß betete er mit ihr. Er hatte eine natürliche Gabe anzufassen und auf so natürliche, ungezwungene Art, wie wenig andere. Bei denen ist's oft so geschraubt. — Trotzdem er nur ein Auge hatte, sah er mit demselben besser als andere mit zweien. Er war auch Virtuose in anderem. Alle Melodien fast spielte er nur so aus dem Kopf. — Bei Missionsfesten, während er auf der Kanzel stand und durch seine Rede alles fesselte, zählte er die Anwesenden und wußte einem nachher zu sagen, wie viel Leute da waren und wie viel Sitzplätze die Kirche habe, besser als der Pastor, der schon lange an der Gemeinde stand."

Unser Buch bringt diese Wirksamkeit in Erinnerungen, wie sie Herr Pastor L. von Ragué selbst erzählt hat, der ja als meisterhafter Erzähler bekannt war. Die erste Aufzeichnung dieser Erinnerungen ist Herrn Pastor O. Lauxmann zu danken, wie ein besonderer Abschnitt des Buches dieses des näheren erzählt. Die Manuskripte dagegen, die dem Unterzeichneten zur Verfügung gestellt wurden, sind eine Abschrift und Vervollständigung jenes ersten Diktats, von Herrn und Frau Pastor von Ragué selbst geschrieben. Dieselben waren jedoch zunächst für die Familie bestimmt, während unser Buch hauptsächlich dem Werke der

Inneren Mission dienen soll, und mußte darum das vorliegende Material diesem Zwecke des Buches angepaßt werden. Die etwa für nötig erachteten Einschaltungen, wie auch die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte, da sich solche in den Manuskripten nicht vorfanden, sind vom Unterzeichneten in der Denkweise des Erzählers gewählt. Frau Pastor N. von Ragué, Herrn Pastor Chr. Mohr und Herrn Pastor O. Lauxmann danken wir herzlich für ihre Mitarbeit im Interesse des Buches.

Möge dieses Buch allen Freunden der Inneren Mission zur Belehrung und Anregung dienen. Kurze Züge aus dem Wirken des Herrn Pastors von Ragué sind ja schon gelegentlich in unseren synodalen Publikationen erschienen, möge nun das eingehende Lebensbild dieses so vielfach mißverstandenen und für unsere Synode doch so erfolgreichen Missionsarbeiters um so mehr zu seiner Wertschätzung beitragen.

Da das Buch zum Besten unserer Waisenheimat in Hoyleton herausgegeben wird, so hielt sich der Unterzeichnete als Beamter dieser Anstalt, sowie als dem Herrn Pastor von Ragué in Liebe zugetaner Amtsnachfolger in Hoyleton, für verpflichtet, dem Auftrage unseres Waisenvereins auch Folge zu leisten. Möge der Segen Gottes dieses Buch begleiten.

M. Schrödel, Pastor.

Hoyleton, Ill., im Juli 1912.

I. Teil. Aus der Jugendzeit.

1. Früh verwaist. (1838—1847.)

Mein Vater, Karl von Ragué, war Rittmeister bei den preußischen roten Husaren gewesen. Nachdem er bei einem Manöver mit dem Pferde gestürzt war und zwei Rippen gebrochen hatte, mußte er seinen Abschied vom Militär nehmen und bekam ein Amt als Archivar zu Oelde im Kreise Beckum. Hier wurde ich am 17. Februar 1838 geboren. Da Oelde eine ganz katholische Stadt war, und meine Eltern als Protestanten nach dem entfernten Rheda eingepfarrt waren und ich darum am dritten Tage noch nicht getauft war, wurde von den Frauen ein gewaltiger Entrüstungssturm in Scene gesetzt. Da brachte mich die katholische Hebamme ohne Wissen meiner Eltern in die katholische Pfarrkirche, wo ich katholisch getauft wurde, wie mir meine selige Mama das hernach erzählt hat. Ich brachte einen Kopfausschlag mit auf die Welt, der bald das ganze Gesicht überzog, worauf ich auf beiden Augen erblindete. Meine Eltern gingen mit mir zu dem berühmten Doktor und Augenarzt Werlitz in Münster, und es gelang diesem, das rechte Auge zu retten. Im Jahre 1842 wurde mein Vater nach Bocholt, Kreis Borken, versetzt, wo er im Jahre 1844 starb. Meine Mutter, Friederike geborene Schmidt, war nun Witwe, mußte viel schweres Kreuz durchmachen, und sollte nach Gottes Ratschluß den Vater nur um zwei Jahre überleben. Da die Pension nicht zur Ernährung ihrer fünf Kinder reichte, wurden drei derselben, Louise, Heinrich und Eugenie von den Verwandten zur Erziehung angenommen und nur die beiden Knaben Louis und Karl blieben noch bei der Mutter. Durch vieles Weinen hatte Mama sich eine Entzündung der Tränendrüsen zugezogen, und diese artete in Krebs aus. Derselbe fraß trotz aller ärztlichen Behandlung immer weiter um sich, der Arzt mußte fast täglich das faulende Fleisch ausschneiden, bis die Nase ganz zerstört und an Stelle des Mundes nur eine große Oeffnung war. Unvergeßlich sind mir die Wanderungen zum weit entfernten Gottesacker zum Grabe des Vaters geblieben, die wir nur am späten Abend in der Dunkelheit machten, da sie sich bei Tage scheute, mit dem entstellten Gesicht auszugehen. Wir fürchteten uns beide im Dunkel auf dem Friedhof zwischen den Kreuzen

und Leichensteinen. Wir knieten am Grabe und die liebe Mama weinte herzzerreißend. Hier auf Papas Grabe fanden wir auch unsern treuen Pudelhund tot liegen, der nach Papas Tod nicht mehr fressen wollte und nach einigen Tagen verschwunden war. Auf vieles Bitten vergrub der Totengräber den treuen Pollo in einer Ecke des Friedhofs.

In dieser schweren Zeit sorgte der treue Gott für den rechten Trost. Es kam ein frommer und treuer Pastor nach Bocholt, namens Bleibtreu, der mir auch im späteren Leben ein treuer Freund geblieben ist, dessen zwei Söhne hernach in Amerika unsere Gäste waren, und von denen ich einem in meiner Kirche die Ordination erteilen durfte. Herr Pastor Bleibtreu wurde meiner kranken Mama ein treuer Seelsorger und Berater, der sie täglich besuchte. Als wir Knaben am Morgen des Todestages der lieben Mutter in der Schule gewesen waren und zu Mittag heimkamen, fanden wir den treuen Seelsorger am Bette der soeben im Glauben und Frieden heimgegangenen Mutter.

Wir beiden Knaben kamen nun in das Haus des bekannten Gottesmannes, Pastor A. Bräm, in Neukirchen bei Mörs, der uns erziehen sollte. Unsere alte treue Magd brachte uns von Bocholt nach Wesel. Von da ging's per Dampfboot den Rhein hinaus nach Homberg. Von hier mußten wir zwei Stunden bis Neukirchen zu Fuß gehen. Es war ein herbstlicher Abend, und wir Kinder weinten nach der Mama und waren hungrig. Da zog die Magd einige weiße Rüben aus dem Felde, die wir verspeisen sollten. Als nun der Eigentümer uns dabei ertappte, wollte er uns arretieren lassen. Jedoch weinten wir alle drei so bitterlich, daß der Mann sagte, es sei das nicht sein Ernst gewesen und ließ uns gehen. Am Abend spät kamen wir auf dem Pfarrhofe an und wurden in der herzlichsten Weise von Onkel Bräm aufgenommen. Tante Bräm und deren Mutter, Frau Pastor Rappart, die Großmutter des bekannten Missionsinspektors Rappart auf St. Chrischona bei Basel, die mit im Hause wohnte, pflegten uns wie ihre eigenen Kinder.

Wir Kinder kamen hier in eine recht christliche Luft, die in diesem Hause wehte und lernten aus dem Herzen beten. Jeden Morgen in der Andacht betete Onkel Bräm: „Herr, zerbrich die Mauer Chinas und öffne das verschlossene Japan." In der Schule war der fromme Lehrer Kieljahn und arbeitete mit Bräm in gleichem Sinne. Wenn die Tante uns abends zu Bett gebracht und mit uns gebetet hatte, beteten wir Buben noch wohl für die armen Heiden.

Sonntagschulen waren damals noch unbekannt, aber die Tante

hatte eine solche gegründet, die unter dem Namen „Stunde" bekannt war. Jeden Sonntagnachmittag versammelte sie die Dorfkinder im Pfarrhause, um mit ihnen zu singen und zu beten. Sie erzählte dann eine biblische Geschichte und darnach aus der Heidenmission. So wurden die Neukircher Kinder früh mit der damals noch ziemlich unbekannten Heidenmission bekannt.

2. Kleine Glaubenshelden. (1847—1850.)

Im Jahre 1847, neun Jahre alt, kam ich zu Herrn Direktor R. Engelbert nach Duisburg, der mit einer Verwandten meiner Mutter, Auguste Everß, verheiratet war. Mit der neugegründeten Diakonen-Anstalt in Duisburg, einer Tochteranstalt der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, war auch eine Erziehungsanstalt für Knaben verbunden und ging alles nach strengsten Anstaltsregeln. Die Anstalt hieß Pastoralhilfsanstalt und sollten dort Diakonen für den Dienst in der Gemeinde, für Kranken-, Waisen- und Gefangenenpflege ausgebildet werden. Wir mußten sehr fleißig die vorgeschriebenen Psalmen und Lieder nach der Stiehlschen Regulative lernen, die uns damals freilich oft lästig waren, für die ich aber im späteren Leben sehr dankbar war. Hier lernte ich mich auch interessieren für die vielfachen Zweige der Liebestätigkeit der Inneren Mission.

Eine Episode aus jener Zeit ist mir unvergeßlich. Wir bekamen jede Woche ein Wochenlied auf zum Auswendiglernen. Es war in der Karwoche und wir lernten gerade das Lied: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen." Da klopft der Herr Direktor oben an sein Fenster und ruft mich hinauf. Hier eröffnet er mir, daß ich solle nach Friemersheim zum Pastor Nieden gehen und für die Anstalt Ostereier holen. Ich dürfe mir einen der Anstaltsknaben aussuchen, der mit mir gehen und die Eier tragen helfen solle, und ich erwählte meinen Freund Georg Günther, der aus der Gemeinde Friemersheim kam. War das eine Freude und Feiertag für uns Knaben, als wir zwei Stunden weit den Rhein hinauf pilgern und dann denselben kreuzen durften. Unterwegs überhörten wir uns gegenseitig unser Wochenlied und kamen so zu Pastor Nieden (dem späteren Generalsuperintendenten). Ich gab mein Brieflein dem Pastor, und da dieser offenbar nicht wußte, was er mit uns machen sollte, bis die Eier ausgesucht waren, rief er zwei seiner Töchterchen, die in unserem Alter waren, und beauftragte diese, uns in den Garten zu führen. Das fanden wir sehr sonderbar, da nichts zu

sehen war, wie die dicken Bohnen, die eben ihre Köpfe aus der Erde steckten. Dann rief uns die Frau Pastor herein und schenkte uns ein großes Butterbrot mit Birnkraut, wofür wir entschieden mehr Verständnis hatten. Dann wurde uns der Korb mit den Eiern übergeben mit einem Brieflein an unsern Herrn Direktor, das aber nicht in einem Briefumschlag verschlossen, sonden zusammengefaltet und wie ein Knoten verschlungen war. Auf dem Heimwege sagte mir mein Georg, rohe Eier seien viel gesünder und leichter verdaulich als gekochte. Und so versuchten wir jeder drei rohe Eier, die uns vortrefflich mundeten. Jedoch kaum hatten wir uns dieselben zu Gemüte geführt, als unsere Augen aufgetan wurden, und uns der Gedanke kam: Wenn die Eier nun gezählt sind und die Zahl im Brieflein angegeben ist, was dann? . . . Ich öffnete den Knoten und las zu meinem Schrecken: „Geehrter Herr Amtsbruder! Leider war mir bei der Kürze der Zeit nicht möglich, mehr denn zwölf Dutzend Eier aufzutreiben, die ich Ihnen hiermit sende." Da ging es uns ähnlich wie Adam und Eva, als sie von der verbotenen Frucht gegessen hatten. Ich machte Georg Vorwürfe, daß er mich verführt habe, und er mir, daß ich mich habe verführen lassen, und wir hatten beide gesündigt. Darauf knieten wir hinter einer Hecke nieder und beteten: „Lieber Heiland, hilf, daß die Eier nicht gezählt werden, und vergib uns unsere Sünde." Es ging uns Knaben damals wie es großen Leuten vielfach heute noch geht, daß die Furcht vor der Strafe mächtiger war als die Sündenerkenntnis. In gedrückter Stimmung erreichten wir den Rhein. Die Fähre lag auf der andern Seite des Rheins. Wir benutzten die Zeit, um die Eier aus dem Korbe in unsere Kappen zu zählen, konnten aber nur 138 herauszählen. Da kam ein altes Mütterchen mit einem Kaffeetopfe und wollte dem Fährmann, ihrem Sohne, den Nachmittagstrunk bringen. Als sie uns dort sitzen sah mit den Eiern, fragte sie teilnehmend wer wir seien. Ich erzählte, daß wir von Pastor Nieden Eier geholt hätten für die Kinder in der Diakonenanstalt. Sie fragte dann, ob wir auch Waisen seien, und als ich dieses bejahte, weinte sie und erzählte uns, sie sei schon so lange Witwe, und ihr Sohn, der Fährmann, habe seinen Vater schon sehr frühe verloren. Dann lud sie uns ein, mit in ihre Hütte zu kommen. Diese war ein altes Schiff, das auf dem Lande als Wohnung eingerichtet war. Hier kochte sie uns einige Eier. Wie gern hätten wir gesehen, sie hätte uns die Eier roh in den Korb gelegt. Jedoch ehe wir es uns versahen, hatte sie dieselben schon im kochenden Wasser. Als wir die Eier mit

einem Butterbrot verzehrt hatten und die Fähre herüber kam, und wir uns entfernen wollten, sagte das Mütterchen: „Wartet einmal, ich will einmal im Ziegenstall sehen, ob ich noch einige Eier finde." Bald darauf kam sie mit sechs Eiern in der Schürze und legte sie in unseren Korb. Wir aber waren so froh und dankbar, daß unsere Unart nicht an den Tag kam, hielten uns aber für Glaubenshelden, die nie vergessen wollten, daß der Herr Gebete erhört.

---

3. Die Konfirmation. (1852.)

Im Jahre 1851 adoptierte mich eine Schwester meiner Mutter, Tante Katharine, die den Konditor F. Driemeyer in Münster, nachdem sie ihr 25jähriges Brautjubiläum mit ihm gefeiert, geheiratet hatte. Dort besuchte ich die Schule und wurde 1852 von Pastor Lüttke unter Assistenz des Konsistorialrats Hammerschmidt konfirmiert. Im irdischen hatte ich es hier sehr gut, jedoch war für mich auch eine große Gefahr dabei. Wir wohnten dem Schloß gegenüber am Exerzierplatz, und die Offiziere verkehrten viel in der Konditorei, da mußte ich sie bedienen und hörte nicht viel gutes. Dazu war mein Onkel ein bigotter Katholik. Wenn ich etwas bedurfte, oder sonst einen Wunsch hatte, brauchte ich nur zu der wundertätigen Gnadenmutter nach dem zwei Stunden entfernten Telgte zu pilgern, worauf mir dann alles bewilligt wurde. Da ich mit katholischem Taufwasser getauft war, hatte ich auch viel Sympathie für die schönen katholischen Kirchen und musikalischen Aufführungen beim Hochamt im Dom. Mein Seelsorger, Pastor Lüttke, hat dieses wohl beobachtet, denn er gab mir den Konfirmationsspruch Pred. Salom. 5, 3—4: „Was du gelobest, das halte. Es ist besser, du gelobest nichts, denn daß du nicht hältst, was du gelobest!" Mein Konfirmationstag war mir ein reich gesegneter Tag, an dem ich mein Gelübde nicht nur in der Kirche, sondern auch im Kämmerlein unter viel Tränen ablegte. Am Nachmittag des Palmsonntags eilte ich in den Schloßgarten, um allein zu sein, und vertiefte mich in die von meinem Vater handschriftlich hinterlassenen Gedichte. Da kam der fromme kommandierende General von der Gröben auf einem Spaziergange an mir vorüber. Derselbe war am Morgen bei der Konfirmation in der Kirche gewesen und kannte mich. Dieser blieb vor mir stehen und fragte mich, ob ich nicht am Morgen eingesegnet sei. Als ich dieses bejahte, fragte er ferner, ob es denn auch mein Ernst sei, in Gottes Wegen zu

wandeln und mein Versprechen zu halten. Er erteilte mir dann den Rat, mich dem neugegründeten Jünglingsverein anzuschließen. Oberstleutnant von Rördanz, der zum Vorstand des Jünglingsvereins gehörte, nahm mich sehr freundlich auf, und das war sehr gut, denn meine Tante konnte den Verlockungen, katholisch zu werden, auf die Dauer nicht widerstehen.

---

4. Der nach dem Missionarsberuf strebende Jüngling bei Pastor Louis Harms und Mutter Jolberg. (1858.)

Nachdem ich einige Zeit wieder bei meinem väterlichen Freunde, Direktor Engelbert in Duisburg gewesen war, fand er eine geeignete Stelle für mich in Bremen. Dort wurde ich durch seine Empfehlung in die Bremer christlichen Kreise eingeführt, in denen auch, angeregt durch die monatlichen Missionsstunden Pastor Mallets, viel Missionsinteresse herrschte. Hier reifte in mir der Entschluß, Missionar zu werden. So reiste ich mit einigen befreundeten Herren nach Hermannsburg, um dort die Osterwoche zu feiern. Als wir den treuen Gottesmann, Pastor L. Harms, besuchten, fragte er uns nach unserer Konfession. Herr Schröder, ein Brandenburger, erklärte, er sei lutherisch; Herr Gersick, ein Bremer, berichtete, er sei reformirt; und ich sagte, ich sei evangelisch. Darauf antwortete Harms: Evangelisch sei uniert und ich habe kein Bekenntnis. Ich sagte dann: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn, und hoffe, durch sein blutiges Verdienst selig zu werden!" Da legte mir Harms die Hand aufs Haupt und sagte: „Daran halte fest, dann hast du das Rechte!" So reich gesegnet die Osterwoche mit den täglichen Gottesdiensten in Hermannsburg war, konnte ich mich doch nicht entschließen, mich dort für den Missionsdienst zu melden, da Harms mir zu einseitig lutherisch war. Von dort ging ich nach Osnabrück, wo ich einige Freunde hatte, die Pastoren Schwietring und Krahnhold daselbst waren treue Seelsorger, und sagten mir deren schöne liturgische Gottesdienste besser zu, als die kahlen Gottesdienste in dem reformierten Bremen. Von dort ging ich nach Köln. Damals war die evangelische Gemeinde daselbst noch verhältnismäßig klein und hatte nur die Antoniter-Kirche, jedoch freute ich mich des regen kirchlichen und christlichen Lebens. Auch war ich wohl in all den dreißig schönen katholischen Kirchen. Von dort wandte ich mich nach Mainz, wo ein Kreis Pietisten neben der freisinnigen Kirchengemeinde bestand, mit denen ich mich erbaute. Dann reiste ich das

Nahethal hinauf nach Saarbrücken, wo ich völlig fremd war. Am Sonntagmorgen war ich in der Ludwigs-Kirche gewesen und spazierte am Nachmittag auf der Brücke nach St. Johann, als mir ein Herr und eine Dame begegneten, die mich freundlich grüßten. Ich fragte diesen Herrn, ob in Saarbrücken vielleicht am Sonntagnachmittag Bibelstunde gehalten wurde. Darauf antwortete der Herr, sie seien auf dem Wege dorthin, ob ich mich ihnen anschließen wolle. Dieser Herr war der bekannte Pädagoge M. A. Brandt, der Direktor der höheren Töchterschule, der die Erbauungsstunde hielt. Nach Schluß derselben lud er mich zum Tee ein, und ich wurde mit dieser Familie so eng befreundet, als ob ich zu derselben gehörte und hatte viel Segen in dieser lieben Familie. Hier lernte ich die Schwiegermutter des Herrn Direktors kennen, die bekannte Diakonissen-Mutter, Frau Doktor Jolberg, jene getaufte Tochter Israels, die hunderte von Lehrschwestern in Nonnenweier bei Lahr ausgebildet hat und so großes geleistet im Reiche Gottes. Durch Direktor Brandt wurde ich in Heidelberg eingeführt. In den Kirchen predigten der Dekan Sabel und Professor Plitt gläubig, die übrigen Pastoren waren freisinnig. Jedoch bestanden vier Versammlungskreise zur gegenseitigen Erbauung, die Gelehrten, die Pietisten, die Michael-Hahner und ein lieber Jünglingskreis von Studenten und Kaufleuten, wo ich viel verkehrte. Später nach Sabels Tod, als kein positiver Stadtpfarrer mehr vorhanden war, vereinigten sich die vier Parteien zu einer Gemeinde, bauten eine Kapelle und beriefen den Professor Frommel zu ihrem Seelsorger, ohne jedoch aus der Landeskirche auszutreten. Hier reifte in mir der Entschluß, nach Basel zu gehen und ins dortige Missionshaus einzutreten. Ich reiste dann mit Brandts nach Nonnenweier, wo der Herr Direktor mit seiner Familie seine Ferien zubrachte. Dort blieb ich die Ferien im Schloß des Freiherrn von Böcklin, in welchem sich die Anstalt der Mutter Jolberg befand. Als ich aber in die Schweiz nach Basel ins Missionshaus wollte, wurde ich in Freiburg nicht über die Grenze gelassen, da ich keinen auswärtigen Paß hatte. Als ich zurück kam, sagte mir Mutter Jolberg, daß ich darin Gottes Willen erkennen müsse, nicht ins Baseler, sondern ins Barmer Missionshaus einzutreten.

---

5. Der Barmer Missionszögling. (1859—1864.)

Im Jahre 1859 wurde ich als Zögling ins Barmer Missionshaus aufgenommen. Der tägliche Verkehr mit dem edlen, geistreichen und

hochbegabten Dr. Fabri und den vielen Missionszöglingen war sehr anregend und segensreich. Dazu standen die bedeutendsten Zeugen der Wahrheit auf den Wuppertaler Kanzeln. Es gab natürlich viel zu lernen, und wir hatten mit der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache viel Schwierigkeiten. Jedoch wurde mir das Lernen nicht sonderlich schwer. Die langen Sommerferien benutzten wir, um unsere Freunde zu besuchen, und ich brachte diese zum Teil in Bremen, im Ravensbergischen, Osnabrück, Saarbrücken und Heidelberg zu. Dr. Fabri klagte wohl über meinen zu ausgedehnten Freundeskreis und befürchtete, daß durch meinen zu lebhaften Briefwechsel meine Gedanken zu sehr zerstreut würden. Jedoch war ihm meine Orts- und Personalkenntnis oft sehr dienlich und er nannte mich scherzweise sein wandelndes Adreßbuch. Nur war es für mich nicht gerade angenehm, daß ich in den Ferien auf Fabris Bitte immer einen Kollegen mitnehmen mußte. Es waren immer eine Anzahl Zöglinge aus Rußland und anderen Ländern im Missionshause, die nicht wußten, wohin. Da war es Sitte, daß die Einheimischen solche Unbekannte ins Schlepptau nahmen. Nun suchte Dr. Fabri mir gewöhnlich einen etwas linkischen und engherzigen Bruder aus, jedenfalls um mir das Gegengewicht zu halten, oder wie ich mich scherzweise ausdrückte, als „geistliche Kindsmagd" auf mich zu achten.

Noch erinnere ich mich, wie ich mit Bruder H. nach Worms kam, und wir vor einem Besuche in einem Barbiergeschäft Toilette machen wollten. Der Barbier war abwesend, die Frau entschuldigte sich und bat, wir möchten uns nur auf den Stuhl setzen, sie könne auch rasieren. Da sprach Bruder H. mit innerer Entrüstung: „Wie sollte ich ein so großes Uebel tun und wider Gott sündigen." Als ich mich dann ruhig in den Stuhl setzte und die etwas verblüffte Frau mich rasiert hatte, setzte auch er sich hin, um sich dieser Prozedur zu unterwerfen und kam doch mit einem guten Gewissen davon. Ein anderer lieber Bruder bat eine adelige Dame, die wir besuchten, ihm zu gestatten, sie nicht gnädige Frau, sondern einfach Frau H. zu nennen, denn niemand sei gnädig wie Gott, und er könne keine sündige Frau gnädig nennen. Diese Dame schien durch diese naive Bemerkung mehr belustigt als verletzt und wandte dem lieben Brudee ihr besonderes Wohlwollen zu, auch lud sie ihn ein, die nächsten Ferien wieder zu kommen. Das waren schöne Zeiten, wo wir auch durch die Barmer Festwoche, die immer Anfangs August stattfindet, mit den Pastoren und den christlichen Gutsbesitzern

der Umgegend bekannt wurden und dann eingeladen wurden, sie in den darauf folgenden Ferien zu besuchen.

Mein erstes Arbeitsfeld als Missionszögling war die etwa zwei Stunden entfernte Gemeinde Herzkamp. Dort war ein Württemberger Pastor namens Weinheimer, der es treu meinte, aber in seiner süddeutschen Weise wenig Verständnis in der Gemeinde fand und sehr darunter litt. Dieser kam zu Dr. Fabri und bat diesen, ihm einen Missionszögling als Gehilfen zu geben. Dr. Fabri entschied dann, da ich die längsten Beine habe, könne ich den weiten Weg am leichtesten machen. So pilgerte ich denn mehrere Jahre sonntäglich nach Herzkamp und begann mit der Sonntagschule. Dann bekam ich die Erlaubnis, einen Männerchor gründen zu dürfen. Da jedes Kind einen Namen haben muß, fragte ich die etwa dreißig Jünglinge, welchen Namen sie dem Verein geben wollten und schlug vor, denselben christlichen Gesangverein zu nennen. Jedoch wiesen sie diesen Namen zurück und man einigte sich dann auf den Namen „Religiöser Gesangverein." Auch beschloß man, daß im Vereinslokal nicht geflucht werden dürfe, was für die rohen Kohlenfuhrleute unter ihnen nicht ganz leicht durchzuführen war. Unvergeßlich ist mir die erste Probe, wo ich die Stimmen der Jünglinge mit meiner Violine sortieren mußte. Nach einigen Uebungsstunden mit den Jünglingen kam eine Deputation Jungfrauen und baten ebenfalls, einen Gesangverein gründen zu dürfen. Da ich ihre Bitte nicht abschlagen mochte und sie auch mit den Jünglingen nicht zusammen unterrichten durfte, hielt ich von 2—3 Uhr nachmittags Sonntagschule, von 3—4 Uhr Jünglings- und von 4—5 Uhr Jungfrauengesangstunde. Um 5 Uhr kamen die Jünglinge wieder, und wir übten dann alle vier Stimmen zusammen. Danach wurden die Jungfrauen entlassen, und ich hielt für die Jünglinge eine kurze Andacht zum Schluß. Gewöhnlich begleiteten mich ein Dutzend Jünglinge bis halbwegs nach Barmen zurück und sangen beim Abschied noch ein Lied. Es war eine schöne, gesegnete Zeit und die Anhänglichkeit der Herzkamper war rührend. Als ich Abschied nahm, hielt Herr Pastor Weinheimer einen Gottesdienst und sprach über Apostelgeschichte 20, 32—38, und der Verein, der sich inzwischen zu einem gemischten Chor entwickelt hatte, verehrte mir eine photographische Aufnahme des aus achtzig Personen bestehenden Vereins. Noch übers Meer kamen später Briefe und auch Geschenke in Form von seidenen Taschentüchern und zeigten die Liebe der Herzkamper.

Meine erste Predigt als Missionszögling durfte ich am Himmelfahrtstage 1863 auf dem Dönberge halten. Es war eine Angstgeburt, obgleich ich ja in Herzkamp schon Jahre lang frei gesprochen und Bibelstunden gehalten hatte. Der liebe Ortspastor von Dönberg, Pastor Lukassen, hatte zwei ältere ledige Schwestern im Hause, die ihm den Haushalt führten. Ich wollte noch so gern für mich allein sein, um noch so recht memorieren und beten zu können, aber die Damen leisteten mir Gesellschaft, daß ich nicht dazu kam, und als endlich die Glocken läuteten, war ich nicht bereit. Pastor Lukassen holte mich ab, und, nachdem er noch mit mir gebetet hatte, führte er mich zur Kirche. Wie ich jedoch auf die Kanzel kam und mir sehr bange war und ich einige Sätze gesprochen hatte, sah ich unsere Waschfrau, die im Missionshause bei der Wäsche half, bitterlich weinen. Das machte mir Mut, und glaubte ich, das sei die Frucht meiner Predigt. Es ging denn auch soweit gut. Nach dem Gottesdienste mußte ich im Pfarrhause Kaffee trinken, konnte aber die Zeit nicht abwarten, bis ich der angefochtenen Seele Trost bringen konnte. In ihrem Hause folgte dann eine gründliche Ernüchterung. Frau W. erzählte mir, sie habe sich sehr auf die Predigt gefreut und ihre Nachbarin, Frau H., auch. Als sie nun zusammen zur Kirche gingen, habe ihr Frau H. gesagt, Frau W.'s Sohn habe Frau H.'s Kuh geschlagen. Frau W. habe das verneint und so seien sie beide in Zorn geraten und hätten sich böser Worte bedient. In der Kirche habe ihnen beiden das Gewissen geschlagen und sie hätten von der Predigt nichts gehabt.

6. Abordnung und Reise nach Amerika. (1864.)

Als ich meine Studien beendet hatte und ich mich so sehr freute, wo möglich als Missionar nach der Insel Nias zu gehen, da dieses immer mein Ideal war, hatte das Direktorium eine wichtige Sitzung. Die Barmer Mission hatte damals unter Dr. Fabris Leitung ein großes Defizit. Unsere Klasse bestand aus acht Zöglingen, aber bei dem Stand der Missionskasse konnten nur fünf in die Heidenwelt gesandt werden. Da nun fünf von unseren Kollegen von den Ravensberder, Kölner, Wesseler, Lübecker und Holsteiner Missionshilfsvereinen als ihre speziellen Pfleglinge betrachtet wurden, und sie für dieselben bezahlten, eröffnete Herr Dr. Fabri uns anderen, Berger, Schöttle und mir, daß wir drei dem Langenbergerverein für Nord-Amerika überlassen werden würden, da kein Missionsverein sich für uns verpflichtet habe. Meine beiden

Kollegen nahmen diese Mitteilung gleichmütig auf, mich aber erregte dieselbe der Art, daß ich ohnmächtig wurde. Nachdem Dr. Fabri mich mit kaltem Wasser besprengt hatte und ich zu mir kam, stand der korpulente Herr vor mir, lächelte mitleidig und sagte, er habe nicht gewußt, daß Riesen Nerven haben. Uebrigens, wenn es recht mit mir stehe, müßte ich sagen: „Herr, sende mich, wohin du willst." Ich schüttete ihm dann mein Herz aus, daß ich seit vielen Jahren nur ein Ideal, nur ein Ziel vor Augen gehabt, und das sei die Heidenmission, nach Amerika würde ich wohl kaum gehen. Am Abend ging ich zu meinem Bruder Heinrich und klagte diesem meine Not. Dieser sagte mir, daß sein Werkführer in der Seifenfabrik in Essen schon lange Zeit leidend sei, und ich könnte mich da emporarbeiten. Jedoch konnte ich die Nacht nicht schlafen, und immer hieß es: „Du darfst nicht eigene Wege gehen." Dann hieß es wieder: „Sind nicht die Herren vom Direktorium auch fehlbare Menschen, und tut denn alles, was die Herren tun, auch wirklich der Herr im Himmel?" Nachdem ich dann am nächsten Morgen Herrn Dr. Fabri alle meine Gedanken gebeichtet und er in väterlicher Weise mit mir geredet hatte, eilte ich zu meinem Bruder. Dieser nahm mich in sein Kabinett neben dem Kontor und sagte: „Wir haben die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Du würdest dich in der Seifenfabrik nie befriedigt fühlen, da du ganz andere Interessen hast, gehe in Gottes Namen nach Amerika und, wenn dir's dort nicht gefällt, kommst du wieder und kannst die Seifenfabrik dann immer noch übernehmen." So mußte ich denn meine Abschiedsbesuche machen. Mein Busenfreund Berger begleitete mich zum Rittmeister, Baron von Roden auf Osterwiese, und wir besuchten von dort aus meine Schwester Eugenie, die auf Hudenbeck beim Baron von O . . . . . Gouvernante war. Dort verlobte sich Freund Berger mit ihr, was mir eine große Freude war, nicht aber meinem Bruder Heinrich, dem es als Haupt der Familie schwer wurde, die Schwester auch nach Amerika ziehen zu lassen. Ich reiste dann zu meinem lieben alten Ohm Bräm nach Neukirchen, um dort Abschied zu nehmen. Ich hatte die langen Jahre dort häufig Besuche gemacht und wurde immer mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Er nahm mich dann mit in sein Studierzimmer und erzählte mir verschiedenes aus meinen Kinderjahren, das ich selbst nicht wußte, und weshalb er mich zu dem jungen und energischen Dr. Engelbert gebracht habe, damit dieser durch seine Energie das erreichen könne, was er, Bräm, in seinem Alter nicht mehr gekonnt habe, und dem sei das mit Gottes Hilfe

gelungen. Gold und Silber habe er nicht, aber einige Bücher, die er selbst verfaßt habe, wolle er mir als Andenken mitgeben. Zuletzt sagte er noch: „Der Herr hat deine lieben Eltern so früh abgerufen und dich in unser Haus gesandt. Die Tante Minna und ich haben dich wie unser Kind geliebt. Dann kamst du zu Direktor Engelbert, der dir ein zweiter Vater wurde. Dann kamst du nach Münster, wo du ebenfalls viel Liebe erfuhrst. Ich habe deine Wege verfolgt, soweit dieses aus der Ferne möglich war, und oft staunen müssen, wie du als Fremdling in den vielen christlichen Kreisen und Familien Eingang fandest von Bremen bis Basel. Der Herr hat dir ein großes Liebeskapital anvertraut. Nimm das mit nach Amerika, wo so viel Unglückliche sind. Und wenn der Herr dir solche zuführt, dann zahle die empfangene Liebe mit Zinsen zurück." Danach legte er mir segnend die Hände aufs Haupt und flehte in seiner etwas alttestamentlichen Weise den Segen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs auf mich herab. Zum Abschied sagte er: „Du wirst den Unglücklichen ein Segen sein." Ich habe später häufig gedacht, der gute alte Bräm hat einen prophetischen Blick gehabt, denn die Hunderte, die in der Höhle Adullam, wie unser späteres Pfarrhaus nach 1. Sam. 22, 2 genannt ist, verkehrten, gaben reichlich Gelegenheit das „ohne Murmeln" zu lernen. Nachdem die üblichen Abschiedsbesuche gemacht waren, wurden wir drei in der Kirche zu Wuppertfeld in einem feierlichen Gottesdienste von Pastor Kirchstein und Dr. Fabri abgeordnet, dem eine Nachfeier im Wupperfelder Vereinshause folgte und am folgenden Tage in der Kapelle des Missionshauses, und wir wurden von der Hausgemeinde und den näheren Freunden mit dem üblichen „Jesu, geh voran" und einem herzlichen Gebet zum Bahnhof begleitet. In Bremen logierten wir bis zum Abgang des Schiffes bei einer wohlhabenden Witwe, Frau Meta Solte. Diese alte Dame war eine sehr geförderte Christin, aber fast taub, und hatte in ihrem Hause einige Prophetenstübchen für sämtliche Missionare und Pastoren, die durch Bremen kamen und versorgte dieselben mit den notwendigen Ausrüstungen für die Seereise in mütterlicher Weise.

Im Oktober des Jahres 1864 reisten wir drei junge Pastoren, Berger, Schöttle und ich mit der „Amerika" nach New York. Wir stammten aus der vielfach verachteten alten Zeit, und es fehlte uns das moderne Selbstbewußtsein, daher sagten wir, wenn der Herr uns nur eine ganz kleine Gemeinde gibt, wo wir vorläufig nichts verderben können, bis wir uns eingearbeitet haben. In New York fanden wir

freundliche Aufnahme bei Herrn Pastor Garlichs und Frickenhaus, an die wir empfohlen waren. Dann eilten wir nach St. Louis, in die „Herberge der Kinder Gottes," in das Haus des lieben Pastors Louis Nollau. Wie wohl tat es uns, hier so freundliche, herzliche Aufnahme zu finden. Wie selten sind solche Pfarrhäuser, die um Jesu willen seine oft so wunderlichen und undankbaren Kinder aufnehmen, sich nicht erbittern lassen und der Heiligen Füße waschen. In dieser Hinsicht steht der selige Pastor Nollau und dessen liebe Frau, die nun auch schon von ihrer Liebesarbeit ruht und eine Tante meiner jetzigen Frau war, unerreichbar da. Sie war selbst nicht stark und entstammte einer alten Bremer Kaufmannsfamilie, war von Jugend auf nicht an harte Arbeit gewöhnt, hatte selbst eine große Familie und doch pflegte sie ohne Magd fast alle in damaliger Zeit von Deutschland kommenden Pastoren und Kandidaten und hat ohne Zweifel manche Engel beherbergt, wenn dieselben auch keine Flügel hatten.

Evang. Petri-Kirche, Pfarrhaus und Schule in Town Rhine, Wis. Oben rechts die alte Blockkirche und das erste Pfarrhaus.

(Nach einer Zeichnung von Pastor A. Zeller.)

II. Teil. Aus der Missionsarbeit im Weinberg des Herrn.

1. Berufung und Reise nach dem ersten Arbeitsfeld. (1864.)

In der synodalen Herberge bei Pastor Nollau fühlten wir uns wochenlang sehr heimisch. Die Synode zählte damals (1864) erst 97 Pastoren, von denen die meisten nun daheim sind und den schauen, den ihre Seele liebte, obgleich sie ihn hier nicht gesehen. Der Generalpräses war Dr. Steinert in Waterloo, Ill. Dieser kam nach St. Louis und teilte uns unsere Arbeitsfelder zu. Berger kam nach Marthasville, Mo., Schöttle nach Burksville, Ill., beide in geordnete Gemeinden. Ich wurde als Missionar und Reiseprediger nach dem Staate Wisconsin gesandt, wo unsere Synode damals noch fast unbekannt war. Es waren freilich schon einige Pastoren der Synode dort gewesen, hatten den Staat aber bald wieder verlassen. Nun lag ein Gesuch vom nördlichen Wisconsin vor, und ich wurde mit dieser Mission betraut. Jedoch muß hier vorausgesagt werden, daß damals die Missionsarbeiter nicht unterstützt wurden, denn eine Missionskasse gab es noch nicht, und der Missionar mußte von dem leben, was Gott und gute Menschen ihm gaben. Die guten Menschen aber hatten in den Urwäldern wohl Schweine und Hühner, Kornbrot und Speck in Hülle und Fülle, aber kein Geld, und konnten ihrem Pastor auch nicht viel geben. Da war das für mich keine leichte Aufgabe, besonders da ich mich von meinen lieben Freunden so weit trennen mußte. Mit einer Empfehlung von Pastor Nollau reiste ich dann nach Milwaukee zu Herrn Pastor Mühlhäuser, den ich in Deutschland schon kennen lernte. Derselbe war Präses der lutherischen Wisconsin Synode, hatte aber trotz der reinen Lehre ein christliches Herz sich bewahrt und wirkte ganz im evangelischen Geiste. Dieser als alter Barmer Sendbote nahm mich herzlich auf, und ich durfte in seiner Kirche predigen. In diesem gastlichen Pfarrhause trat der Versucher an mich heran. Nachdem ich meinem Gastgeber auseinandergesetzt hatte, daß ich in Sheboygan County eine Gemeinde sammeln solle, kamen drei Vorsteher einer damals lutherischen (jetzt aber evangelischen) Gemeinde, die predigerlos war, zum Präses Mühlhäuser und baten um Besetzung der Pfarrstelle. Sie hatten eine schöne Kirche mit Turm und

zwei Glocken, Pfarrhaus und zahlten ein gutes auskömmliches Gehalt. Diese Gemeinde wurde mir angeboten. Da dachte ich, das kommt vom Herrn! Als aber Mühlhäuser in der Abendandacht aus Heinrich Müllers Erquickungsstunden über das Wort: „Ich will dich mit meinen Augen leiten," eine Betrachtung gelesen hatte, konnte ich die Nacht nicht schlafen, und der Geist Gottes strafte mich und sagte: „Du willst dich nicht leiten lassen und eigene Wege gehen!" In jener Nacht kämpfte ich einen schweren Kampf, und Jesus half siegen. Nun aber kam neue Verlegenheit. Die Amerikaner sprechen die Namen ganz anders aus, als sie dieselben schreiben. Ich aber dachte: sprich wie du schreibst. Einen ganzen Tag pilgerten wir von einem Kaufmann zum andern, aber überall hieß es, eine solche Stadt (nämlich Se—bo—gan) kennen wir nicht. Schließlich gingen wir zum Postmeister, auch dieser versicherte, eine Stadt dieses Namens sei nicht in Wisconsin. Zuletzt fragte dann der Postmeister, ob ich die Adresse schriftlich habe, und als er sie sah, sagte er lachend: „Das ist ja Sheboygan," und beschrieb den Weg dorthin. Da die Dampfer auf dem Michigan See des Eises wegen nicht fuhren (es war im Dezember und nahe vor Weihnachten), mußte ich 80 Meilen per Bahn nach Fond du Lac, dann 20 Meilen per Stage (Post) nach Glenbeulah fahren und von da noch 8 Meilen zu Fuß in den Urwald laufen. In der Post fuhr ich mit vier holländischen Herren, und, da ich geläufig holländisch sprach, nahm ich an der Unterhaltung Teil. Dann fragten mich die Herren, ob ich ein Domine (Pastor) sei und bestürmten mich mit der Bitte, mit ihnen nach New Amsterdam zu gehen und ihr Domine zu werden. Sie hätten eine große Gemeinde und seien seit einem halben Jahre ohne Pastor. Ich entschuldigte mich, daß mein Holländisch doch zu mangelhaft sei, jedoch wollten die Herren das nicht gelten lassen, bis ich bestimmt erklärte, ich könne das so ehrenvolle Anerbieten nicht annehmen.

Von Glenbeulah hatte ich also bis zu meinem Bestimmungsort, Town Rhine, noch acht englische Meilen, und ich erkundigte mich wie weit es noch sei nach Town Rhine. Nach meinen Begriffen bedeutete das Wort "town" so viel wie Stadt. Daß aber in Wisconsin ein town oder township aus 36 englischen Quadratmeilen bestand, wußte ich nicht. Da mir nun gesagt wurde, Town Rhine sei nur noch eine englische Meile entfernt, war ich freudig überrascht und pilgerte mit der schweren Reisetasche im tiefen Schnee. Die Meile wollte gar kein Ende nehmen und die Nacht brach herein. Der Schweiß hing in Eiszäpfchen

an meinen Haaren. Da sah ich im Walde ein Licht und steuerte darauf zu, aber die Wolfshunde ließen mich nicht an das Blockhaus kommen. Schließlich kam ein Irländer aus dem Hause und fragte: "What do you want?" Ich fragte im feinsten irländischen Dialekt: " Where is Town Rhine? Please show me the road to Town Rhine!" und bekam die Antwort: "That is Town Rhine." Eine Verständigung war nicht möglich und ich ärgerte mich, daß der Irländer mein schönes Englisch nicht verstand. Der Mond war inzwischen aufgegangen und es war fast Tageshelle im Walde. Ich konnte jedoch nicht weiter und setzte mich auf einen Baumstumpf und dachte wie Elias unterm Wachholder: „Es ist genug, nimm meine Seele von mir!" Da kam ein Ochsenfuhrwerk und ich raffte mich auf und fragte den Fuhrmann: „Sind Sie deutsch?" „Jawohl," war die Antwort. „Ach, dann sagen Sie mir, wo liegt denn eigentlich Town Rhine?" Er antwortete: „Du bist mitten in Town Rhine!" Ich sagte dann, „ich sehe nichts von einer Stadt." Darauf fragte der Farmer, zu wem ich denn wolle, und als ich ihm sagte, zu Georg Brinkbauer, gab er mir den trostreichen Bescheid, der wohne noch 2½ Meilen von dort. Nun bat ich ihn, mich für Geld und gute Worte hinzubringen. Da antwortete er gutmütig: „Für Geld tue ich es nicht, doch einem grünen Deutschen muß man gefällig sein. Steig auf." Nun fragte er: „Willst du Land kaufen oder dienen? Ich weiß noch ein gutes achtzig Ackerstück, das kannst du billig haben." Als ich ihm dann sagte, ich sei Pastor und wolle predigen, da lachte der sonst gutmütige Mann und sagte mir, dann mache ich schlechte Geschäfte. Pfaffen brauchen sie hier nicht, wir seien in einem freien Lande. Die letzte Viertelmeile mußte ich zu Fuß gehen, da der Schnee so tief und hart war, daß die Ochsen den Schlitten nicht durchbrachten. Der gute alte Brinkbauer holte gerade einen Arm voll Holz herein, wie ich mit meiner schweren Last angekeucht kam. Er hielt mich mit der großen Reisetasche für einen Hausierer und rief mir zu: „Wir brauchen nichts." Ich bat ihn dann, den großen Hund zu beruhigen, ich komme mit herzlichen Grüßen von Pastor Nollau in St. Louis. Da fragte er denn überrascht: „Sind Sie vielleicht ein Pastor?" Nun führte er mich im Triumph in sein Blockhaus und stellte mich seiner lieben Frau vor mit den Worten: „Mutter, da hat der Herr endlich unser Gebet erhört und einen Pastor gesandt." Der Brief, in welchem Pastor Nollau mich anmeldete, lag schon lange auf der vier Meilen entfernten Post, aber die Farmer kamen selten dorthin. Frau Brinkbauer war eine sehr korpulente

Dame von großer Herzensgüte und seltenem Verstande. Was aber die Hauptsache war, sie war eine innig gläubige Seele, welche mit ihrem Manne schon in Deutschland die köstliche Perle gefunden und hier im Urwalde nicht verloren hatte, und deren erwachsene Kinder in der Furcht des Herrn wandelten. Diese Frau wurde mir eine rechte Mutter, und ihr Haus vorläufig meine Heimat. Nach der Abendandacht erzählte mir der Alte, sie hätten schon eine Kirche und ein Pfarrhaus gebaut und morgen wolle er mich hinfahren. Das war für mich eine freudige Ueberraschung.

2. Missionsarbeit in Town Rhine, Wisconsin und Umgegend. (1865—1870.)

Am nächsten Morgen (dem ersten Weihnachtsfeiertag 1864) spannte er seinen Schlitten an, um mich zu der 1½ Meilen entfernten Kirche zu fahren. Als wir eine Meile gefahren waren, sagte er: „Da können Sie die Kirche sehen auf der anderen Seite des Sees.“ Ich sah aber keine Kirche, sondern nur eine kleine Hütte aus rohen Holzblöcken. Das sogenannte Pfarrhaus, eine Bretterbude mit zwei Räumen, der eine Raum sollte als Küche und die andere Hälfte als Wohn-, Studier-, Schlaf- und Fremdenzimmer dienen. Der alte Brinkbauer bemerkte, was in meinem Herzen vorging, er legte treuherzig seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Gott wohnet nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht; er kann uns viel Segen geben, wenn Sie uns das schöne Weihnachtsevangelium verkündigen. Möge der Herr unser armes Kirchlein zum Stall werden lassen, in welchem der Heiland geboren wird in unseren Herzen.“ Nun kam das liebe Weihnachtsfest. So fuhr ich mit B. zur Blockkirche, in welcher zwölf Frauen und zehn Männer saßen, und in der ich Bänke und Kanzel in der aller primitivsten Verfassung fand. Nachdem ich die Leute begrüßt hatte, ging ich im Schnee auf und ab, um meine Predigt „überzulernen,“ wie ein netter Farmerjunge (später in Hoyleton) sich auszudrücken pflegte. Ich dachte aber, wenn doch die Leute nur kämen, daß wir beginnen könnten. Da kam der alte liebe B. aus der Kirche und sagte: „Herr Pastor, können Sie nun nicht anfangen? Sie müssen noch heute nachmittag sieben Meilen von hier in Town Russel predigen und die Tage sind kurz. Mehr Leute kommen nicht.“ Welch eine Enttäuschung! Die Leute sangen tapfer: „Fröhlich soll mein Herze springen!“ Auch mein Herz wollte springen, aber nicht vor Freude, sondern vor Leid. Ich kündigte

für den zweiten Feiertag wieder Gottesdienst an und fuhr dann nach der Filiale Russel. Dort war es ähnlich wie in Rhine. Nur entstand nach dem Gottesdienst ein unerquicklicher Streit. Der Farmer, der mich gefahren hatte, wollte bei seinem Schwiegersohne bleiben, und kein anderer zeigte Lust, mich nach Rhine zurückzufahren. Da stand die junge Frau E. Brinkbauer auf und hielt eine ergreifende Rede: die Männer sollten sich schämen, und wenn niemand den Pastor nach Rhine bringe, dann bringe sie ihn hin. Sie nahm dann ihr einjähriges Peterchen auf den Rücken und führte mich die sieben Meilen durch den tiefen Schnee nach Rhine zu ihren Schwiegereltern, den alten Brinkbauers. Am zweiten Weihnachtstage war die Kirche etwas besser besucht, etwa dreißig Personen. Jedoch schrieb ich am Nachmittage an den Generalsuperintendenten (Generalpräses) Dr. Steinert, daß ich dort nicht bleiben könne und bat um eine andere Gemeinde. Dr. Steinert schrieb mir sehr väterlich, er bitte mich, ich möge um Jesu willen wenigstens bis Ostern aushalten. Es fehle nicht an vakanten Gemeinden, aber die Synode wünsche so sehr in Wisconsin Fuß zu fassen. Sollte ich bis Ostern keine Freudigkeit finden, in Rhine zu bleiben, wolle er mir gern eine andere Gemeinde geben. Ich dachte, bis Ostern könne ich es schon aushalten und begann nach Neujahr die Schule. Am Montag kamen gleich dreißig Kinder, und die Zahl stieg in derselben Woche auf sechzig Lämmer. Da dachte ich, wo so viele Kinder sind, werden doch wahrscheinlich auch Eltern dazu sein. Das gab mir neuen Mut. Die Eltern waren auch da und hatten bereits einen freien Pastor, aber keine Schule für ihre Kinder gehabt. Die Kinder lernten gern und fleißig, es waren liebe, unverdorbene und natürliche Kinder, wie sie nur im Urwald aufwachsen können. Am Freitag bat ich dann jedes Kind, am Sonntag den Papa mitzubringen. Die Alten kamen denn auch, zunächst nicht aus Liebe zu Gottes Wort, sondern um sich die kleinen Plagegeister und den großen Quälgeist vom Halse zu halten. Dann gründete ich einen gemischten Chor von etwa zwanzig Personen, die nach den Begriffen der Buschleute sehr schön sangen. Siebzehn Kinder, resp. junge Leute im Alter von 14—20 Jahren meldeten sich zur Konfirmation, die zum Teil von Russel herüberkamen, und das Kirchlein füllte sich in der Weise, daß ich nun die Eltern bitten mußte, ihre Kinder zu Hause zu lassen, damit die Erwachsenen Raum hatten. Das war die Zeit der ersten Liebe. Der Pastor konnte und mußte mit der Gemeinde und diese mit dem jungen unerfahrenen Manne viel Geduld haben, da

von beiden Seiten der gute Wille war, und in der Gemeinde kein Satansengel war, der den Pastor mit Fäusten schlug. Da die Leute kein Geld hatten, beschlossen sie, den Pastor mit allen Lebensmitteln reichlich zu unterstützen. Auch bauten sie ihm einen großen Hühnerstall und jedes Gemeindeglied brachte drei bis sechs Hühner, so daß ich etwa 50 Hühner hatte.

So kam das Osterfest und die Konfirmation heran. Das Kirchlein konnte die Leute nicht alle fassen. Leider mußte ich den Mädchen ihre Freude dämpfen, denn sie erschienen alle im Brautkranz. Diesen mußten sie vor dem Gottesdienst abnehmen und in meiner Küche lassen. Die Gemeinde, die inzwischen dreiundzwanzig Familien zählte, bat mich dringend, bei ihnen zu bleiben. Unser Generalsuperintendent (Generalpräses) fragte mich, ob ich eine andere Gemeinde wünsche, er habe genug Vakanzen, bitte mich aber nochmals, wo möglich zu bleiben. Ich schrieb dann, ich müsse bleiben, da ich in drei Ansiedelungen bereits gepredigt habe, und die Bildung von neuen Gemeinden in Aussicht stände, und die Aussichten für die Synode sehr günstig seien. Hätte die Synode nur damals mehr Pastoren gehabt, sie hätte leicht ganz Wisconsin erobern können; und hätte sie die Missionsarbeiter unterstützen können, daß sie Pferd und Wagen hätten halten können, so wäre das viel besser gewesen. So aber mußte ich die neuen Gemeinden, die häufig 12—14 Meilen entfernt waren, meist per pedes apostolorum besuchen und bedienen, was bei dem tiefen Schnee und den schlechten Wegen nicht leicht war, besonders da in Wisconsin die Tage im Winter so kurz sind, der Winter selbst aber so lang ist. Dann war ich durch die Schule sehr gebunden und hatte wenig Zeit zum Missionieren. Nach Ostern beschloß die Gemeinde eine größere Kirche zu bauen; ich war jedoch dafür, das sogenannte Pfarrhaus in eine menschenwürdige Wohnung umzubauen. Da die Gemeinde nun beides nicht konnte, verpflichtete ich mich, für den Kirchbau eine Kollektenreise zu unternehmen, wenn die Gemeinde das Pfarrhaus ausbaue. Es war für mich, den jungen, mit einer schweren Zunge belasteten und schüchternen Manne keine kleine Aufgabe. Jedoch sehnte ich mich nach einem eigenen Heim und wollte nicht mehr gern länger „rund herum" essen, d. h. von einem Haus zum andern. Ich war ja nicht so glücklich geführt, wie meine beiden Studiengenossen, die beide Kirchen und Pfarrhäuser bekommen hatten, deren Bräute Dr. John von Deutschland mitbrachte, und die sich inzwischen verheiratet hatten. Doch im Jahre 1865 machte ich Fräulein Eli-

sabeth Solte in Bremen einen Antrag, und da diese ihre liebe Mutter nicht verlassen konnte, lud ich diese ein, mit ihrer Tochter zu mir zu kommen. Im August kamen dann die Damen, und Pastor Dr. Viehe traute uns. Es war nicht leicht für die Großstädter Damen, sich in Wisconsins Urwald einzuleben, zumal die Verhältnisse sehr primitiv waren. Mit dem kirchlichen Gehalt wären wir auch nicht ausgekommen, wenn die guten Farmersleute uns nicht mit allem, das sie selbst hatten und zogen, so reichlich unterstützt hätten, und wir mit Kleidern, Wäsche und Betten nicht so reichlich für Jahre ausgestattet gewesen wären.

Die Gemeinde hatte inzwischen das Pfarrhaus fix und fertig, vier Zimmer und Küche, und ich konnte mit meiner jungen Frau und der lieben Mutter Solte meinen Einzug halten. Jedoch durfte ich die Zeit der ersten Liebe nicht lange genießen und mußte sie bald wieder verlassen, um die versprochene Kollektenreise für den Kirchbau anzutreten. Auf dieser Reise kam ich in viele Gemeinden und auch in unser Predigerseminar zu Marthasville, wo mein Schwager Berger Ortspastor war, und ich hatte trotz meiner angeborenen Schüchternheit den reichen Erfolg, daß ich nach drei Monaten 1000—1200 Dollars für den Kirchbau zusammenbrachte. Es war in der Kriegszeit, und die Leute hatten viel Geld, obgleich dasselbe wenig Wert hatte und man für einen Dollar in Gold zwei bis drei Dollars Papiergeld bekam. Auf dieser Reise kam ich auch nach Hoyleton, Illinois, einer Gemeinde, die aus Ravensbergern aus den Gemeinden Bergkirchen, Schnathorst und Hüllhorst bestand. Da ich nun in ihren Dörfern in den Pfarrhäusern bekannt war und den Leuten von dort berichten konnte, bekam ich aus der kleinen, damals etwa dreißig Familien zählenden Gemeinde über 200 Dollars. Dieser Besuch in Hoyleton sollte für mich zur Folge haben, daß ich nach zehn Jahren beim nächsten Predigerwechsel ohne Probepredigt von der Gemeinde berufen wurde. Im Winter wurden die Vorarbeiten zum Kirchbau getroffen, Steine und Holz gefahren und wir konnten im Frühjahr 1866 den Grundstein zu der schönen St. Petri-Kirche legen, in welchem die Namen von sechsunddreißig Familienvätern niedergelegt waren. Da die Gemeinde sehr opferwillig und alle Glieder recht eifrig waren, ging alles schön von statten. Nun hatten wir aber für die neue Kirche noch keine Orgel, da man Orgeln in den neuen Landgemeinden nicht kannte. Da machte ich Herrn Röber, unseren Postmeister, der vier Meilen von der Kirche ein Ladengeschäft betrieb, und sich der Gemeinde

angeschlossen hatte, den Vorschlag, er möge mir 50 Cents für eine Orgel geben, dann wolle ich dasselbe tun. Lachend legte er seine 50 Cents auf den Tisch und meinte, für einen Dollar könnten wir keine Orgel bekommen, und die Gemeinde dürfe ich nicht weiter belasten. Ich bat ihn dann, mir für den Dollar Briefmarken, die damals drei Cents kosteten, zu geben, und schrieb 33 Bittgesuche an reiche Gemeinden im Osten. Einer dieser Briefe war an Pastor Bank in Brooklyn, und dieser teilte den Inhalt seiner reichen Gemeinde mit. Diese hielt eine Kirchenkollekte, deren Ergebnis $105.00 brachte. Im ganzen kamen 225 Dollars ein, von welchen die Gemeinde nichts wußte. Ich reiste heimlich nach Milwaukee, kaufte eine große Zungenorgel, und dieselbe kam am Abend vor der Kirchweih an. Die Freude war dann groß, als die Kirche mit zwei Festgottesdiensten eingeweiht wurde, und die Gemeinde zum erstenmal mit Orgelbegleitung singen konnte. Wo Licht ist, da ist auch Schatten. Es ging auch hier nicht alles so schön vor sich, wie sich das liest. Wer Kirchen in Amerika gebaut hat, der weiß auch, durch wieviel Sorge, Not und Aerger es geht und wie damals in den meisten Fällen nach einem fröhlichen und gesegneten Kirchweihfeste der Pastor sein Bündel schnüren und seinem Nachfolger Platz machen mußte. Der Gemeindepräsident brachte in der Neujahrsversammlung den Bericht, der Pastor bekomme $120.00 Gehalt. Nun sei er 13 Wochen auf Reisen gewesen und habe nicht gepredigt. Das sei gerade ein Vierteljahr, folglich bekäme derselbe bloß $90.00. Als ich dann etwas erregt auf die Niedrigkeit meines Gehaltes hinwies und frug, ob ich denn die drei Monate nicht im Dienste der Gemeinde gearbeitet hätte, und der Erfolg meiner Reise, die kollektierten $1200.00 die 30 Dollars Gehalt nicht wert seien, stellte ein Mitglied den Antrag, mich für die dreizehnwöchentliche Kollektenreise mit vollem Gehalt zu honorieren. Dieser Antrag wurde in hochherziger Weise einstimmig angenommen. Es ist nicht immer so bös gemeint, wie es scheint. In den meisten Fällen kommt man mit innerlichem Aerger und äußerer Ruhe weiter als mit Empfindlichkeit und Poltern. Ich tröstete mich damit, daß es manchem Pastor damals nicht besser ging.

Anmerkung: Herr Pastor L. K. wurde für eine Trauung, für die er selbst einen Dollar Auslagen hatte, mit einer Flasche voll Molasses honoriert und der gute Pastor S. K. wurde für drei Konfirmanden vom Vater derselben, einem reichen Farmer, gar mit drei Krautköpfen entschädigt als Andenken an seine Schüler.

3. Allerlei heitere Erlebnisse auf dem ersten Arbeitsfelde.

Als die Gemeinde den Hühnerstall baute, war da ein Hannes R., ein herzensguter Mensch, der mich fast sonntäglich aus Gefälligkeit in die Filialgemeinde fuhr, und alles für mich tat, was er nur konnte. Dieser ritt am Pfarrhaus vorüber und rief, als ich im Garten beschäftigt war, mir zu: „Herr Pastor, was machen die Hinkel? legen sie gut? Wieviel Eier bekommen Sie?“ Antwort: 18—20. Darauf antwortete der Hannes: „Das ist viel zu wenig für so viele Hinkel. Sie haben nicht die rechte Sorte. Sie müssen sich die veredelte Rasse anschaffen, die alle Tage zwei Eier legt. Ich habe von der Sorte und Sie sollen auch davon haben. Doch müssen Sie dieselben allein halten, daß sie sich nicht mit den andern vermischen.“ Dann stieg er ab und machte mir im Stall eine besondere Abteilung. Am nächsten Morgen kam dann sein Jakob und brachte mir einen prachtvollen schwarzen Hahn nebst Huhn mit großem weißem Federbusch auf dem Kopfe und sagte: „Herr Pfarrer, einen schönen Gruß vom Papa und da wären die Hinkel, die alle Tage zwei Eier legen.“ Etwas zweifelhaft sperrte ich die Hühner ein, doch dachte ich, da in Amerika so viel Unmögliches möglich ist, und Zucker und Essig aus derselben Quelle, dem Ahornbaum, fließen, könnte das auch möglich sein, daß ein amerikanisches Huhn bei einigem guten Willen etwas Außergewöhnliches leisten könnte. Nun mußte der Jakob jeden Morgen, wenn er zur Schule kam, ein Ei in das Nest tragen, und mein Huhn legte gewöhnlich eins dazu. Nur am Samstag, wenn keine Schule war, gab es nur ein Ei. Die Schulknaben kannten alle das Geheimnis, verrieten es aber nicht. Nach einigen Wochen saß eine große Gesellschaft bei Gelegenheit einer Taufe beisammen. Da wurde das Gespräch auf die Eierpreise gebracht, wie diese so niedrig seien und Herr Röber, der Kaufmann, nur vier bis fünf Cents fürs Dutzend bezahle. Da sagte der Hannes: „Ihr seid selbst schuld. Ihr müßt euch die neue Sorte anlegen, die jeden Tag zwei Eier legt. Der Pastor und ich haben von der Sorte.“ Als dann die Farmer sagten: „Hannes, sprich nicht so dummes Zeug,“ rief er mich zum Zeugen auf. Als ich das bestätigte, trat des Hannes Frau auf und sagte ganz empört, es sei eine Sünde und Schande, den Pastor zu uzen. Dann erzählte sie die ganze Geschichte und wie sie immer dagegen gewesen sei. Meine Schulknaben gingen von dannen und sagten: „Hent mir awer einen dummen Parrer, der nit amol woaß, wie viel Eier e Hinkel legen tut!“ Bald kam der gute Hannes und bat um Verzeihung.

Er habe nur einen dummen Streich gemacht und es nicht böse gemeint. Ich lachte über meine eigene Dummheit, und das war besser als sich beleidigt zeigen und schelten.

Ein plattdeutsches Reiseerlebnis.

Ein großer Vorteil für mich war, daß ich als Westfale der plattdeutschen Sprache mächtig war. Schwerlich hätte ich als Reiseprediger so viel Gemeinden sammeln können, wenn ich mit den Einwanderern, die zum größten Teil aus dem nördlichen Deutschland kamen, nicht hätte in ihrer Mundart reden können. Es ist mir das von Pastoren plattdeutscher Abkunft als unpastoral verdacht worden, und gerade diese würden für kein Geld der Welt auch nur durch ein Wort ihre plattdeutsche Abstammung verraten haben. Jedoch wollte der große Apostel gern den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche werden, um sie für Jesus zu gewinnen. Warum sollte ich den Plattdeutschen nicht ein Plattdeutscher werden, da mir das ihre Herzen und Häuser öffnete und zur Gemeindebildung so behilflich war? Louis Harms hat seine plattdeutschen Bibelstunden gehalten und sich deren nicht geschämt, weil er wußte, die alten Leute verstanden das besser, wie das Hochdeutsche. — Jedoch passierten mir dabei recht ergötzliche Dinge. So hatte ich einmal im Winter eine Missionsreise nach Fond du Lac, Wis., gemacht und war bekleidet mit einem Pelzmantel und Pelzmütze. Auf der Heimreise verließ ich in Glenbeulah den Zug und mußte noch acht Meilen durch den tiefen Schnee.

Am Bahnhof hielt ein Holsteiner Farmer mit seinem Schlitten, und der Stationsvorsteher sagte ihm auf Plattdeutsch: „Na, J. . . . ., du kannst mi man noch eine Load Weiten bringen." Ich ging dann auf den Farmer zu und fragte: „J. . . . ., föhrt Se na Hus?" Er antwortete: „Jo, wullt du metföhren? Dann sett dienen Sättschel up den Schleen und stieg up! Do, nimm den Buffalo-Pelz und deck die to, dat die de Knoken nicht verfrierst." Nachdem wir eine kurze Zeit gefahren, frug er:

„Seg mol, büst du ein Doktor?" Antwort: „Ne."

„Häst du einen Store?" (Kaufladen.) Antwort: „Ne."

„Häst du Land?" Antwort: „Jo."

„Wo veel Acker häst du?" „Tein (10) Acker." (Die gehörten zur Kirche.)

„Kannst du dann din Leben dorub maken?" „Jo, dat is man knapp."

Er antwortete: „Jung, du bist en dummen Kerl. Kumm met mi, neben miner Farm liegt noch ein 80 Acker Stück, dat kannst du noch för veerhundert Daler hebben; ick wull gern enen goden Nohber und du gefällst mi.“ Ich sagte dann, ich hätte Land genug und wolle nicht mehr. Dann fragte ich ihn, ob er zur evangelischen Gemeinde in H. . . gehöre, und er erzählte mir, daß er der Präsident der Gemeinde sei, und die Gemeinde etwa hundert Familien zähle. Ich sagte dann, es sei doch nicht schön, daß sie ihrem Pastor, dem Dr. P., nur 400 Dollars Gehalt gäben, da er eine so große Familie habe, und sie eine so große wohlhabende Gemeinde seien. Da sagte er: „Jo, dat will ick di seggen. Ick hew mine eigene Eidie (Idee), man mott den Pastoren nicht to veel gewen, dann werden sie üppig. In Dütschland wören sie die Herren, hier sind wi dat. Wat döht he denn för die 400 Daler? In de Weeke lehrt he und prügelt use Jungens und det Sundags predigt he uns ene Stunde wat vor. Dann sind wie alle junge Kerls und hebben veel Kinner. För jede Kindäupe (Kindtaufe) kriegt he twei Daler. Dann kömmt he mit sine ganze Familie up de Kindäupe, und wenn sie no Hus föhrt, dann kriegt he noch einen Sack Kartuffeln oder Aeppel, nen Schinken oder Mettwurst, nen Ruster (Hahn) oder'n Draken (Enterich) met. Das ist genug för sine Arbeit.“ Ich sagte ihm dann, das sei nicht schön, so von seinem Pastor zu reden. Da meinte er: „„Ja, jeder hät so sine Ansichten. Dat sind mine, du kannst ja dine hebben. Nix for ungod.“ Mittlerweile waren wir an einen Kreuzweg gekommen, wo ich absteigen mußte. Ich bat dann, dort zu halten und fragte, ob er an Dr. P.'s Wohnung vorbeifahre. „Antwort: „Jo, just an de Dör.“ Ich frug dann, ob er mir einen Gefallen tun wolle. „Herzlich gern, wenn du kein Geld hebben wullt; dat mot ick bruken för mine Täx (Steuern).“ „Willt Se mir eene Bestellung maken an Dr. P.?“ Da griff er an meinen Arm und fragte: „Junge, wullt du friggen?“ Antwort: „Nä, ick häb all ne Fru.“ „Wat wullt du denn bei usen Pastor?“ Antwort: „Ick häb Geschäfte mit em. He schall Donnersdag no Sheboygan kommen.“ Dann sagte er: „Brukst nich to leigen; du wullt Lizens holen, und he schall di do koppelieren; bist bange, dat du Kattenmusik kriegst.“ Ich: „Nä, ick häb all twei Johr ne Fru und bin doch kien Mormonerich.“ Dann frug er: „Wie hetst du denn?“ Ich sagte ihm, den Namen könne er nicht behalten, der sei französisch. Da sagte er: „Du hölst mi ja vor enen schrecklich dummen Kerl, da du meinst, ick könn kienen Namen beholen. Ick kann doch nich seggen: Herr Pastor,

ick scholl Se grüßen von son grauten Kerl, de en god Mulwerk hätt! Dann weit he jo doch nich, wer du büst." Ich sagte dann, er solle nur grüßen vom Pastor in Town Rhine. Da hielt er die Pferde an und frug ganz entsetzt: „Wat bist du?" Als ich meine Antwort wiederholte, sprang er auf im Schlitten, riß seine Pelzkappe vom Kapf und sprach im feinsten Hochdeutsch: „Herr Pastor, das ist abscheulich von Sie, daß Sie mit mich plattdeutsch sprechen. Hätte ich das gewußt, daß Sie ein Herr Pastor sind, hätte ich das nicht gesagt, daß Pastor seine Jungens so viel essen auf die Kindtaufen. Das tun meine Jungens auch, und das sind keine Pastoren-Jungens. Ich bin der beste Kerl von der Welt, aber ich habe ein leiges Maul. Meine Frau sagt immer, das sei mein einziger Fehler. Aber es tut mich leid, daß ich das gesagt habe. Na, nix für ungut." Betrübt fuhr er zu seinem Pastor und berichtete diesem die ganze Geschichte, und bat ihn, mir zu sagen, daß er ein guter Mensch sei aber ein „leiges Maul" habe. Sein Pastor bestätigte das, als wir zusammen kamen und sagte, J. würde für ihn durchs Feuer gehen. — Es sind das nicht die gefährlichsten Menschen, die ihr Herz auf der Zunge haben, und denken, was sie sagen, und es ist nicht immer so böse gemeint, wie es den Anschein hat.

Erlebnisse mit Indianern.

Einige Meilen nördlich von uns war ein Indianerdorf, dessen Bewohner mir häufig begegneten. Sie waren sehr friedlich und ungemein ehrlich, weshalb die Farmer sich nicht vor ihnen fürchteten, manche nicht einmal ein Schloß an ihrer Haustür hatten, weil nie gestohlen wurde. Die Indianer nannten sich katholische Christen und konnten das Kreuz schlagen, aber das war wohl so ziemlich all ihr Christentum. Ich hatte einmal draußen mein Beil liegen lassen, ein Indianer fand es und brachte es ins Pfarrhaus, obgleich die Indianer sonst für Beile und Aexte sehr empfänglich sind. Der Häuptling dieses Indianerdorfes hieß Salomo. Er kam regelmäßig jede Woche und erbettelte Tabak, Mehl, Speck u. s. w. Er bekam dann auch immer eine Tasse Kaffee, war derselbe aber nicht mit Zucker versüßt, so rührte er solange mit dem Finger in der Tasse, bis ich ihm Zucker hineintat. Nun hatten wir unsere neue Kirche gebaut und die neue Orgel war gekommen. Da kam mein alter Freund Salomo, um zu betteln. Ich wollte mit den Schulkindern dem Häuptling ein Lied singen und nahm den Alten mit in die Kirche und zeigte ihm die Orgel, die er sorgfältig von allen Seiten un-

tersuchte und die Tasten befühlte. Als ich mich hinsetzte, alle Register zog und mit vollem Wind anfing zu spielen, lief mein Salomo aus der Kirche, als ob alle Geister des Urwaldes hinter ihm wären. Alles Rufen half nicht, er schaute auch nicht um, bis er unseren Blicken entschwunden war. Er kam auch nie wieder ins Pfarrhaus, und wenn er mir im Walde begegnete, machte er einen großen Umweg, um nicht mit dem gefährlichen Medizinmann in Berührung zu kommen. Jedenfalls hat er mich und die Orgel für böse Geister gehalten.

Da mein nächster Amtsbruder sehr weit entfernt von uns wohnte, interessierte es mich sehr, als ich gelegentlich hörte, daß acht Meilen von uns mitten im Urwalde eine schöne Kirche sei mit einem Pfarrer. Ich trachtete danach, seine Adresse zu bekommen und lud ihn brieflich ein, da er Wagen und Pferd habe, uns einmal zu besuchen. So kam denn eines Tages ein großer, hübscher, ansehnlicher Herr und stellte sich als der gewünschte Pastor Th. S. vor. Der Mann machte einen äußerst angenehmen Eindruck und interessierte mich doppelt, da er ein Rheinländer von Neuwied war und bei einem Onkel, Rektor B., in Langenberg erzogen war. Wir hatten einige angenehme Stunden mit einander, und er lud mich ein, mit meiner Frau und Schwiegermutter ihn zu besuchen. Kurz darauf folgten wir dieser Einladung. Wir nahmen ein Fuhrwerk und fanden nach langem Suchen im Walde die Kirche. Nun hatte er gesagt, das Pfarrhaus stehe neben der Kirche. Wir fanden neben der Kirche eine alte verfallene Blockhütte und konnten nicht glauben, daß diese das Pfarrhaus sei. Jedoch stieg ich ab und klopfte an. Eine Indianerin öffnete die Tür und antwortete auf meine Frage, wo Herr Pastor S. wohne: "This is the pastors house." Sie war umgeben von einer ganzen Anzahl sehr schöner Halbindianerkinder, die allerliebst aussahen. Wir glaubten uns gegenseitig nicht zu verstehen und fuhren weiter. Nachdem wir etwa eine halbe Meile gefahren waren, begegnete uns der Pfarrer auf einem Schimmel reitend und rief uns entgegen: „Sie sind zu weit gefahren!" Ich sagte: „Wir konnten das Pfarrhaus nicht finden, neben der Kirche stand ein Blockhaus, darin wohnen Indianer." Da sagte er lächelnd: „Das ist meine Familie! Meine Frau ist eine indianische Prinzessin, die Tochter eines großen Häuptlings! Kommen Sie nur mit und kehren Sie bei uns ein." Wir hatten uns eingerichtet, die Nacht da zu bleiben, aber wie wir dorthin kamen in das sogenannte Pfarrhaus, bestand dasselbe nur aus e i n e m großen Zimmer, darin eine Leiter in die zweite Etage, d. h. Bodenraum,

führte. Die gute Prinzeß richtete dann ein Mahl zu, so gut sie es hatte. Sie bemühte sich auch, uns zu unterhalten, aber meine Frau und sie konnten sich leider gar nicht verstehen, da sie nicht deutsch und meine Frau nicht indianisch konnte. Das Gespräch der Indianerdame war auch so geistreich, daß meine Frau kaum folgen konnte. So erinnere ich mich, daß die gute Squaw fragte: Hast du children? Hast du chickens? Hast du shanghais? Hast du clothes? Hast du silk? Hast du quilts? u. s. w." Meine Damen waren ganz unglücklich, denn der Abend kam herbei, und dort übernachten konnten und wollten wir nicht, obgleich sie uns dringend dazu einluden. Auch befanden sich, wie sie uns ganz naiv erzählten, in den Blöcken des Wigwam allerlei unangenehme Haustiere. Zum Glück konnten wir mit unserem Fuhrwerk noch das nächste Städtchen Holstein erreichen, wo wir freilich Herrn Pastor Pinckert aus dem Bette trommeln mußten. Dieser Pastor Th. S. nannte sich Vereinigter Bischof der evangelischen und römisch-katholischen Brüder, Prinz und Häuptling des Indianerstammes der Tuskarora und Susquehannok. Er suchte uns später noch mehr auf, wurde jedoch immer mehr von fixen Ideen beherrscht. In Milwaukee logierte er im ersten Hotel, obgleich seine Familie im Urwald bittere Not litt, als ich ihm aber darüber Vorstellungen machte, gab er mir zur Antwort, als vereinigter Bischof müsse er standesgemäß leben. Der arme Mensch war offenbar nicht ganz normal, er war nicht schlecht und meinte es gut und glaubte wirklich, das Reich Gottes zu bauen.

---

4. Trübsal in Town Rhine und erste Deutschlandreise. (1868—1870.)

In dem schönen Lied: „Himmelan, nur himmelan, soll der Wandel gehn!" singen wir auch: „Freude wechselt hier mit Leid." Das müssen die Erdenpilger auch in Wisconsin singen. Ich hatte ein äußerst glückliches Familienleben, ein gutes herziges Weib und einen Engel von Schwiegermutter, so demütig und bescheiden, dabei allgemein beliebt als „alte Frau Pastorin." Im Jahre 1866 wurde uns ein totes Töchterlein geboren, und im Jahre 1868 starb unsere liebe Mutter ohne vorhergehende Krankheit und von der ganzen Gemeinde beweint. Das war die erste Leichenfeier in der neuen Kirche. Sie war nur die Stiefmutter meiner Frau, aber mit inniger Liebe hingen die beiden an einander. Vier Monate später stand wieder ein Sarg vor dem Altar und

darin lag die Leiche der geliebten Pfarrfrau. Am Abend hatte sie mit mir im Garten noch Bohnen gepflanzt, um 11 Uhr nachts gab sie einem Töchterlein das Leben und um 1 Uhr war sie eine Leiche. Die liebe Frau Röber aus dem vier Meilen entfernten Store (Kaufladen) hatte den ganzen Tag eine innere Unruhe, einen unerklärlichen Trieb, am Abend noch durch den Wald ins Pfarrhaus zu pilgern; und so kam sie zu Fuß, ihre Freundin zu besuchen, was sie um diese Jahreszeit noch nie getan. Das war eine gnädige Fügung vom Herrn, sonst wäre ich mit der toten Frau und dem neugebornen Kindlein die Nacht im tiefen Urwalde allein gewesen. Als der von Frau Röber bestellte, acht Meilen entfernte Arzt endlich ankam, war die liebe Pfarrfrau bereits sieben Stunden tot; ihre treue Freundin hatte nach Gottes Willen noch zu rechter Zeit kommen müssen, um ihr den letzten Liebesdienst erzeigen zu können. Welch ein Schmerz! Ich war wie betäubt. Am Samstag vor Pfingsten begruben wir die teure Leiche. Es kamen etwa 80 Wagen mit Leidtragenden aus den benachbarten Gemeinden, deren es schon eine ganze Anzahl gab, in Mosel, Memee, Schwarzwald, Town Russel, Holstein, Greenbush, Deka, Onion River und Town Eleven. Da ich diese Gemeinden ja alle längere oder kürzere Zeit bedient und die liebe Ehegattin mich zuweilen begleitet hatte, kannten und liebten sie sie alle. Es waren bereits vier Pastoren an diesen Nachbargemeinden, Frohne, Siekmann, Dalies und Dr. Pinckert, die bei der Leichenfeier amtierten. Pastor Frohne taufte die kleine Elisabeth am Sarge der Mutter. Nach der Leichenfeier trat ich vor den Altar, um der großen Trauerversammlung meinen Dank für die Teilnahme abzustatten und machte bekannt, daß ich Pfingsten nicht predigen könne. Jedoch trat dann der feingebildete gefühlvolle Herr Röber auf und sagte, die Gemeinden, die ich bediene, hätten sich für das heil. Abendmahl vorbereitet, deshalb dürften die Gottesdienste nicht ausfallen. Es bleibe dabei, daß am ersten Pfingsttage morgens in St. Petri, Town Rhine, und nachmittags in St. Pauli, Town Russel; am zweiten Festtage dann des Morgens in Onion River und des Nachmittags in Town Eleven Gottesdienst und Abendmahl sei. Ich wunderte mich freilich über dieses eigenmächtige Auftreten und diese scheinbare Rücksichtslosigkeit. Herr R. bat mich dann, ihm zu erlauben, mich in die verschiedenen Gemeinden begleiten zu dürfen, und seine liebe Frau nahm als Patin das am Sarge der Mutter getaufte Kind mit in ihr Haus. Als ich am Pfingstmontagabend mit Herrn Röber von der Reise zurückkam, bat dieser um Entschuldigung, daß er so eigenmächtig

und scheinbar so hartherzig gehandelt habe. Er habe es gut gemeint und gedacht, ich dürfe nicht in dem vereinsamten Pfarrhause die Festtage zubringen und mich meinem Schmerz hingeben. So sei ich gar nicht zur Besinnung gekommen, und die beiden schlimmsten Tage vorüber. Nun machten mir die guten Leute den Vorschlag, sie wollten das Kindlein behalten, und ich sollte ihre drei Knaben, Gustav, Hermann und Otto im Alter von 9, 7 und 5 Jahren mit ins Pfarrhaus nehmen und sie unterrichten, dann sei ich nicht allein. Dieser Plan gefiel mir recht gut und war auch das beste für mich. Ich machte nun praktische Studien in der edlen Kochkunst. Allein wäre ich vergangen in meiner Trübsal, denn vor meinem Hause waren die drei Gräber, in welchen mein irdisches Glück begraben lag. Doch die gutherzigen gutgezogenen Knaben heiterten mich immer wieder auf.

Im Sommer gab's eine ansteckende Hautkrankheit durchzumachen. Der Winter ging vorüber, und ich hielt eine Gemeindeversammlung, um der Gemeinde mitzuteilen, daß ich nach Ostern (1869) eine Reise nach Deutschland anzutreten gedenke wie ein Kaufmann, der eine köstliche Perle suche. Da nun bereits sechs Pastoren in der Nachbarschaft predigten, ließ sich für Vertretung leicht sorgen. Am Osterfeste war die Abschieds-Gemeindeversammlung. Alles wurde friedlich geordnet. Die Nachbarpastoren versprachen, alle 14 Tage abwechselnd zu predigen. Die Gemeinde sang dann: „Zieh in Frieden deine Pfade" und gelobte dem Pastor ihre Fürbitte. Nach dem Segen trat dann der lustige Hannes auf und sagte: „Ihr Leut, der Pastor muß uns versprechen, daß er uns für die neue schöne Kirche eine Glocke mit von Deutschland bringt." Ich sagte, versprechen könne ich das nicht, doch wolle ich sehen, was ich tun könne. Ich hatte an meine Geschwister und verschiedene Freunde geschrieben, daß ich nach Ostern nach Deutschland kommen wolle, um mir wieder eine Frau zu holen. Ich bat dann, mir Winke zu geben, da ich nicht viel Zeit habe zu suchen. So ging ich freudigen Herzens in See, und das Dampfboot ging mir viel zu langsam. Besonders die Stunden von Southampton bis Bremen wurden mir sehr schwer. Ich hatte mich in meine Kabine eingeschlossen und war mir so bange, ob ich auch die Rechte treffen möchte. Diese Angst trieb mich recht ins Gebet, und ich bat, der Herr solle mir die geben, die mir meine selige Elisabeth ersetzen, meinem Kinde eine gute Mutter und mir und meiner Gemeinde zum Segen werde. Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Als ich um 10 Uhr von Bremerhafen nach Bremen kam, ging ich

zu meinem alten Bekannten, Herrn G. Vietor, um dort meinen in New York gezogenen Wechsel auszulösen. Dieser lud mich zum Mittagessen ein, und ich begleitete ihn auf seinem Spaziergange nach dem Essen. Hier kamen wir auf der Contrescarpe an eine sehr schöne Wohnung, und nun frug Herr G. Vietor, wann mein Zug nach Bremen gehe. Er erteilte mir dann den Rat, eine alte Dame in dem Hause in der Zwischenzeit zu besuchen, da dieselbe Jahre lang in Amerika gewesen sei. Ihre Töchter seien mit den Gründern der Synode, den Pastoren Nollau, Rieger, Baltzer und Birkner verheiratet, und sie sei als Wohltäterin der Synode bekannt. Nachdem ich Herrn Vietor auf sein Komptoir begleitet hatte, ging ich zurück nach jenem an der Kontrescarpe gelegenen Hause. Da kamen etwa sechs äußerst elegante Damen aus dem stattlichen Hause die Freitreppe herunter, ich ging vorüber in der Absicht, dort keinen Besuch zu machen, da ich mich als amerikanischer Buschpastor dort nicht eindrängen wollte. Aber dann dachte ich, wenn du nicht gelegen kommst, kannst du dich ja bald wieder empfehlen. Nachdem ich die Klingel gezogen hatte, öffnete eine Dame die Tür und fragte nach meinem Begehren. Ich frug, ob ich Frau Wilkens sprechen könne. Sie antwortete, Frau Wilkens sei ihre Mutter und halte gerade Mittagsruhe. Ob sie es nicht bestellen könne. Ich antwortete, daß ich kein besonderes Anliegen habe. Ich sei ein amerikanischer Buschpastor, und Herr Vietor habe mich ersucht, Frau Wilkens meine Aufwartung zu machen. Diese Dame war die Gattin des Landschaftsmalers Chr. Grabau, sie antwortete dann: „O, Herr Pastor, dann darf ich Sie nicht fortlassen. Das würde mir meine Mutter nie vergeben, denn sie interessiert sich für alles, was aus Amerika kommt, da sie selbst vier Jahre drüben und zum Teil im Predigerseminar bei ihrem Schwiegersohn, Professor Birkner, war." Sie führte mich dann in Frau Wilkens Zimmer, um die alte Dame zu wecken. In diesem Zimmer wurde es mir ganz heimisch zu Mute, denn da hingen die Photographieen von den Pastoren Nollau, Rieger, Baltzer, Birkner, Witte, Wall u. s. w. mit ihren Damen, die alle Töchter oder doch Verwandte der Frau Wilkens waren. Die Herren waren die Gründer der Synode und mir alle bekannt. Endlich erschien die 74jährige Frau Wilkens in schneeweißem Haar, eine stattliche Matrone. Nachdem ich mich vorgestellt hatte, schlug sie die Hände zusammen und sagte: „Nein, wie wunderbar. Ich habe in den letzten Wochen so viel an Sie gedacht und für Sie gebetet, daß der Herr Ihnen eine Frau gebe, die Ihnen zum Segen werde." Ich

frug dann erstaunt, wie das möglich sei, da ich ja nichts von ihr, noch sie von meiner Existenz wisse. Nun erzählte das liebe Mütterchen, meine selige Frau sei häufig als Braut bei ihr gewesen und habe sie um Rat gefragt, was sie am besten mitnehme an Wäsche u. s. w. In unserem „Friedensboten", den sie halte, habe vor einem Jahre die Todesanzeige meiner Frau gestanden. Da nun die Pastoren Rieger, Nollau und Baltzer ihre zweite Frau aus ihrem Hause geholt hätten, so wisse sie, wie schwer es halte, daß ein Pastor in Amerika eine zweite Frau fände. Nun habe sie die alten „Friedensboten" wieder durchgesehen und da sei ihr die Todesanzeige wieder zu Gesicht gekommen. Während sie mir dieses erzählte, brachte ihre Enkelin, Fräulein Nikoline Grabau, den Kaffee herein und wurde mir vorgestellt. Nachdem ich einige Stunden gemütlich geplaudert und mich erkundigt hatte, wer der Seelsorger der Familie war, begab ich mich zu diesem, dem Pastor Rud. Vietor. Am Abend reiste ich nach Barmen, konnte mich aber des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn die anderen amerikanischen Pastoren aus dem Hause ihre zweite Frau geholt hatten, mir das auch vielleicht glücken würde. Von Barmen aus schrieb ich an Frau Wilkens und bat um ihren Rat. Die Antwort lautete, sie sei durch meinen Brief sehr erschreckt worden, und derselbe habe auch ihre Kinder sehr erregt. Sie hätten dann ein Spruchkästchen genommen und Bibelsprüche gezogen. Da habe Herr Grabau gezogen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe," und Frau Grabau: „Ich habe Gnade gegeben zu deiner Reise." Ihr Haus stehe mir offen, aber ich solle nicht zu viel Hoffnung mitbringen, denn sie würden ihre Tochter in keiner Weise beeinflussen, sondern alles des Herrn Führung überlassen. So reiste ich denn nach Bremen zurück. Es kostete der Nikoline viel Kampf, in dieser wichtigen Angelegenheit des Herrn Willen zu erkennen. Es war ja auch nicht leicht, Stiefmutter und in Amerika Pfarrfrau zu werden, was ja damals noch unendlich schwerer war, wie heute. Jedoch hat sie sich hindurch gerungen, bis sie ein freudiges „Ja" geben konnte, gewiß, daß der Herr sein „Amen" dazu sagen werde. Am 12. Juli konnte dann ein fröhliches Hochzeitsfest in Bremen gefeiert werden. Herr Pastor Vietor hielt die Traurede über das Wort: „Geh aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen werde." Viel Schweres hat sie hernach in Amerika durchgemacht, wohl mehr, als viele andere Pfarrfrauen, aber auch die göttliche Durchhilfe reichlich erfahren, denn die sechs Kinder, die sie geboren, konnte sie mit Gottes Hilfe erziehen zu tüchtigen und brauchbaren

Menschen und hatte in der großen Familie wenig Krankheiten durchzumachen. Durch ihren stillen bescheidenen Wandel ist sie nicht nur mir und meinen Gemeinden, sondern auch den unzähligen Gästen in der „Höhle Adullam" ein Segen geworden. Es war eine schöne Zeit, wo ich nach dem schweren Witwerstande mit meiner lieben Frau in Deutschland die Geschwister besuchen konnte. In Barmen war bei meinem Bruder große Abendgesellschaft veranstaltet, und ich sollte dort von Amerika erzählen und von meiner Gemeinde. Ich tat das gern bis zu der Glockengeschichte. Dann mußte ich verstummen. Da ergriff mein Bruder das Wort und forderte auf, Beiträge zu diesem Zwecke zu zeichnen. Er selbst eröffnete die Liste mit einem namhaften Beitrag. Ein Onkel meines Bruders, Kaufmann Matthäi, gehörte zu den Direktoren der großen Glockenfabrik in Bochum. Dieser gab uns eine Empfehlung an den Generaldirektor. Dort hörten wir, sie hätten kürzlich beschlossen, in Amerika eine Agentur zu errichten und dem Agenten bedeutende Prozente zu bewilligen. Mein Bruder übernahm die Agentur und überwies diese Prozente dem Glockenfonds. Nun schrieb ich an meine Gemeinde, wenn sie sich verpflichte, die kleine Glocke zu bezahlen, liefere ich die große gratis. Die Antwort lautete per Kabel: "Alright." Herr Kaufmann G. Vietor erbot sich, mit seinem Schiffe die Glocken von Bremen nach Amerika unentgeltlich mitbringen zu wollen. So bekam die Gemeinde zwei große herrliche Glocken, deren Geläute im Walde fünf bis sechs Meilen weit zu hören war.

5. Bittere Erfahrungen beim ersten Amtswechsel. (1870.)

Während ich noch auf der Reise in Deutschland war, hatten unsere Distriktsbeamten beschlossen, mich zu ersuchen, in Milwaukee die erste evangelische Gemeinde zu sammeln. Meine Gemeinde, die davon gehört hatte, bat mich schriftlich, ich solle sie doch nun nicht verlassen, da die schöne Kirche mit Orgel und Pfarrhaus dort sei und die zwei Glocken das Ganze vervollständigten. Ich schrieb dann der Gemeinde, daß ich bei ihr bleiben werde, und dieselbe war darüber hoch erfreut. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt. Kaum war ich mit meiner Frau zurückgekehrt und von meiner Gemeinde recht freundlich aufgenommen, als ein Berufsschreiben von der kirchlichen Behörde kam mit dem Auftrage, in Milwaukee die erste evangelische Gemeinde zu sammeln. Ich antwortete, daß ich meine Gemeinde nicht verlassen dürfe, da ich ihr versprochen hätte, bei ihr zu bleiben und ich dürfe nicht wortbrüchig werden.

Da beriefen die Distriktsbeamten eine Gemeindeversammlung. Präses Kampmeier und Vizepräses Krönke erschienen persönlich und baten die Gemeinde, den Pastor seines Versprechens zu entbinden. Derselbe habe nicht fortgewollt, und es sei ja nicht leicht für ihn, in Town Rhine alles zu verlassen und in Milwaukee von vorn anzufangen. Doch half alles nichts. Es gab eine sehr unruhige Versammlung, weil die Gemeinde den Pastor nicht ziehen lassen wollte. Ein Predigerwechsel in Amerika ist oft mit unglaublich viel Verkennung verbunden, und der Satan erscheint da oft als Engel des Lichts. Man muß da erleben, daß oft auch Gläubige sich verletzt fühlen und dann mit der blinden Welt in ihr Gerede einstimmen. Aller Segen, den sie bisher gehabt haben, wird dann vergessen, niedere Beweggründe werden da oft dem Pastor untergeschoben, und die bisherige Liebe verwandelt sich dann leicht in Haß. Die Gemeindeversammlung in Town Rhine beschloß dann doch, den Pastor seines Versprechens zu entbinden unter der Bedingung, daß er bleibe, bis ein Nachfolger ihn ablöse. Nach etwa vier Monaten kam ein Schreiben des Generalspräses Baltzer, es sei ein Pastor D. G. von Deutschland gekommen, und ich solle ihn bei meiner Abschiedspredigt als meinen Nachfolger einführen. Nun wurden die Möbel verpackt und nach Milwaukee versandt und der betreffende Sonntag festgestellt. Die Woche neigte sich dem Ende zu, aber kein Pastor D. G. kam, wohl aber am Freitag ein Brief von Synodalpräses Baltzer, der das erklärte. Nun kam am Sonntag eine große Menschenmenge zusammen, und die Kirche konnte die Leute nicht fassen. Ich wählte den Text: „Bleibet in meiner Liebe" und dankte der Gemeinde mit bewegten Worten für alle Liebe, die sie mir bei den verschiedenen Todesfällen so reichlich erzeigt hatte. Als ich jedoch nach dem Segen den Brief Baltzers vorlas, daß Pastor D. G. nicht komme, da brach der Sturm los. Da hieß es, ein Pastor D. G. existiere gar nicht, ich hätte den nur vorgeschützt, um fort zu kommen. Ich legte Baltzers Brief vor, doch wurden dieser gar nicht gelesen, es hieß, den habe ich selbst geschrieben. Mit blutendem Herzen verließ ich eine Gemeinde, die meine „erste Liebe" war und die auch mir so viel Liebe erzeigt hatte. Doch es sollte noch nicht genug sein. Im Jahre 1867 hatte die Gemeinde ihr erstes gesegnetes Missionsfest gefeiert und vierzig Dollars Missionsfestkollekte gehabt. Diese Summe war für damalige Verhältnisse recht sehr erfreulich. Es war dann beschlossen, ich solle von dem Gelde zehn Dollars fürs Predigerseminar in Marthasville, zehn Dollars fürs Lehrerseminar in Cincinnati, zehn Dollars für

die Barmer Mission, fünf Dollars fürs Waisenhaus und fünf Dollars fürs Samariterhospital in St. Louis verwenden. Das geschah dann auch, und die Gelder wurden im „Friedensboten" quittiert. Jedoch erschien damals der „Friedensbote" nur alle vierzehn Tage, und die Quittungen kamen nicht in jeder Nummer. So kam es, daß die Quittungen in drei verschiedenen Nummern kamen. Nun hatte eine sonst liebe Frau immer die Gesamtsumme von vierzig Dollars gesucht, aber nie gefunden. Nun fiel ihr auf einmal ein, das Geld sei damals vielleicht nicht abgeliefert worden. Es wurde darum eine Petition an den Präses gesandt, er möge doch eine Untersuchung anberaumen, wo die vierzig Dollars geblieben seien. Der arme Präses mußte wieder die weite Reise machen. Es waren nur wenig Gemeindeglieder erschienen, unter diesen der Kaufmann Röber. Dieser hatte die alten „Friedensboten" aufgesucht und die Quittungen gefunden, und somit war die Untersuchung beendet. Was Präses Kampmeier in seiner ernsten Weise gesagt, kann man sich denken. Gott gab seinen Segen dazu, und die Leute baten um Vergebung. Sie hätten im Zorn gehandelt, im Grunde genommen sei es doch nur Liebe gewesen, die sich nicht habe darein finden können, ihren Pastor zu verlieren. Jedoch sollte die Liebe nicht nur in Worten bestehen. Sie brachten als Sühnopfer ein mittelgroßes Schwein, polsterten es aus mit Würsten, Graupen, Kaffee, Reis, Zucker und Zigarren und sandten die wohlgefüllte Kiste mir nach Milwaukee. Der junge Farmer aber, welcher die Kiste nach Sheboygan zum Bahnhof bringen sollte und frankieren, gab sie leider mit einer falschen Adresse und unfrankiert auf die Expreß. Als schließlich nach vier Wochen die Kiste mit dem geschlachteten Schwein in unsere Hände kam, war es bereits warm geworden und der Inhalt war verdorben. Ein herzliches Dankesschreiben stellte das alte Verhältnis mit der Gemeinde wieder her. Dazu bekam die Gemeinde an Pastor Severing einen treuen Seelenhirten, der ihr zum reichen Segen wurde.

Der selige Louis Harms in Hermannsburg nannte seine Gemeinde seine Frau und den Tag seiner Einführung seinen Hochzeitstag und hat aus dem Grunde nie geheiratet. Lieber möchte ich die von mir gesammelten Gemeinden meine Kinder nennen. Nun muß eine Mutter unendliche Geduld mit den Schwächen ihrer Kinder haben, aber sie vergißt schließlich alle Mühe und Arbeit, wenn die Kinder brave Menschen sind und in der Furcht des Herrn wandeln. Sie sagt schließlich: „Der Herr hat alles wohl gemacht und alle Müh ist längst bezahlet." Aber mit der

ersten Gemeinde ist es doch eine eigene Sache. Wenn ich in meiner Jugendzeit so gern gesungen: „Am Rhein, am Rhein, da ist mein Herz geblieben; Gott segne den Rhein!“ so singe ich es in meinen alten Tagen in geistlichem Sinne und wende mein Angesicht stracks nach Wisconsin nach Town Rhine. Ja, in Jesu Namen wandeln ist lauter Seligkeit; auch wenn der Weg in den Urwald oder auf die Prairie führt und der Natur entgegen. Auch im Blick auf Wisconsins Urwald heißt es:

So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig und doch meistens wunderlich;
Wie könntest du es böse mit uns meinen,
Da deine Treu nicht kann verleugnen sich.
Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
Darauf du deine Kinder lässest gehn.
Da pflegt's oft wunderseltsam auszusehn,
Doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat.

---

6. Missionsarbeit in Milwaukee, Wisconsin und Umgegend. (1870—1872.)

Anfangs der siebziger Jahre war in Wisconsin und Minnesota eine kirchlich sehr bewegte und für unsere Evangelische Kirche sehr günstige Zeit. Im Gegensatz zu den altlutherischen Synoden hatte der selige Pastor Mühlhäuser, ein Barmer Sendbote, die milde lutherische Wisconsin-Synode, und Pastor Fachtmann, der vom Berliner Verein gesandt war, die ebenso milde Minnesota-Synode gegründet. Diese Synoden rekrutierten sich aus Sendboten des Berliner Vereins, der Langenberger Gesellschaft, des Baseler Missionshauses und von St. Chrischona. Diese arbeiteten in recht evangelischem Sinne und beanspruchten, selbst soweit sie Lutheraner waren, doch das Reich Gottes nicht allein für sich, sondern dieses stand ihnen höher, als ihre Sonderkirche, und duldeten auch Reformierte in ihren Gemeinden. Nachdem aber Pastor Mühlhäuser nach einer reichgesegneten Tätigkeit im Jahre 1868 in Milwaukee gestorben war, befleißigten sich jetzt diese Synoden, die altlutherische Lehre und Praxis in allen ihren Gemeinden durchzuführen. Da nun aber die allermeisten ihrer Gemeindeglieder aus den evangelischen Landeskirchen Deutschlands, der reformierten Schweiz, dem Fürstentum Lippe-Detmold u. s. w., kamen und auch die Lutheraner aus Sachsen und Hannover ein so engherziges Luthertum nicht kannten, auch hier nicht als echt anerkannt wurden, so war es nicht

leicht, diese Leute zu überzeugen, daß sie in Deutschland zu falschgläubigen Kirchen gehört und nicht die reine Lehre, das reine Wort Gottes und die rechte Kirche gehabt hätten. Es wurde nun Ernst gemacht, alle „Falschgläubigen," die sich nicht unter die reine Lehre der Synodalbeschlüsse beugen wollten, aus den Gemeinden auszuscheiden. Dazu gab es viele verschiedene rechtgläubige lutherische Synoden, die sich in ihren Blättern bitter bekämpften und sich gegenseitig der Falschgläubigkeit beschuldigten. So stehen häufig in einem Orte verschiedene lutherische Kirchen neben einander, die aber keine Gemeinschaft mit einander haben.

Solche fanatische Engherzigkeiten veranlaßten einige ernste evangelische Christen, sich zu einer evangelischen Gemeinde zu vereinigen. Es waren recht kirchliche Familien, zum Teil aus Mühlhäusers Gemeinde, wo sie jahrelang viel Segen gehabt hatten, aber unter dem neuen Kurs sich nicht mehr befriedigt fühlten. Sie wurden der Grundstock zu der ersten evangelischen Gemeinde in Milwaukee. Des beständigen Haders müde, wählte die Gemeinde bei ihrer Organisation den schönen Namen: Friedensgemeinde. Es kam der jungen Gemeinde sehr zu statten, daß die wenigen Familien nicht nur recht kirchlich und christlich gesinnt, sondern zum Teil auch mit irdischen Gütern gesegnet waren. Ein Gemeindeglied hatte mitten in der Stadt einen alten Gottesacker erworben und der neuen Gemeinde zwei schöne Bauplätze für Kirche und Pfarrhaus geschenkt. Nachdem ich zuerst in einigen Schulhäusern und englischen Kirchen Gottesdienst gehalten hatte, schritt die junge Gemeinde zum Kirchbau. Der Herr, unser Gott, gab viel Gnade und Segen. Die kleine Gemeinde erstarkte so schnell, daß sie schon nach zweijährigem Bestande den damaligen nördlichen Distrikt unserer Evangelischen Synode einladen konnte, in ihrer Mitte zu tagen. Inzwischen hatte sich die Arbeit sehr gemehrt. Ich hatte sechs Meilen von Milwaukee eine neue evangelische Gemeinde in Buttler organisiert, die sich ebenfalls den Namen „Friedensgemeinde" beilegte und ein Kirchlein baute. Dann predigte ich neun Meilen südlich in Franklin alle vierzehn Tage, so daß ich morgens und abends in der Stadt und am Nachmittag in einer der Filialen Gottesdienst halten mußte. Auch gelang es mir in Portage City die Tritinatisgemeinde zu organisieren. Daß es dabei an mancherlei Leiden und schlaflosen Nächten nicht fehlte, wird jeder wissen, der Gemeinden gesammelt und Kirchen gebaut hat. Ferner hatte sich in Fond du Lac am Winnebago-See eine evangelische Gemeinde gesammelt, die ich auch von Milwaukee aus bediente.

Dieser muß ich das Zeugnis geben, daß wohl selten in der Synode eine Kirche mit solcher Hingabe und Opferfreudigkeit gebaut worden ist wie diese in Fond du Lac. Der Pastor der Evangelischen Gemeinschaft (Albrechtsleute) hatte mir bereitwilligst seine Kirche zur Verfügung gestellt. Da ich den Sonntag in Milwaukee und Umgegend beschäftigt war, konnte ich nur in der Woche nach Fond du Lac reisen und dort predigen und die weite Reise von achtzig Meilen nahm viel Zeit in Anspruch, daß ich gewöhnlich die Nacht dazu benutzte. Aber die kleine Gemeinde war immer vollzählig in den Wochengottesdiensten und baute mit großer Freudigkeit die große schöne Backsteinkirche mit 100 Fuß hohem Turm und im Erdgeschoß zwei große Schulräume und geräumige Pfarrwohnung. Es ist freilich damals der kleinen Gemeinde recht schwer geworden, dies große Unternehmen auszuführen, aber der Herr hat sie mit ihrem Glauben nicht zu schanden werden lassen. Einmal war Ebbe in der Baukasse und die Arbeiter wollten nicht weiter bauen. Da sandten sie mir eine Depesche, ich müsse den Abend in F. erscheinen, da sie einen Familienabend veranstaltet hätten. Am Bahnhof in F. erzählte mir ein Herr — es war nämlich der 2. September 1870 — es sei eben eine Depesche gekommen, daß der Franzosenkaiser Napoleon in Sedan gefangen genommen sei und sich ergeben habe. Als ich nun in die Halle kam, wo die Gemeinde ihren Familienabend abhielt, waren viele hundert Menschen versammelt. Ich betrat nun das Podium und teilte der Versammlung den Inhalt der Depesche mit. Da entstand ein solcher Jubel und eine so große Freude, daß die schöne Summe von 700 Dollars gezeichnet wurde für die Fortsetzung des Kirchbaus. Diese Gemeinde war mir besonders ans Herz gewachsen, weil sie mir soviel Sorge und Freude gemacht hat.

---

7. Missionsarbeit im Staate Minnesota. (1872—1874.)

Ich ahnte inzwischen nicht, daß ich bald weiter ziehen sollte. Als unsere Evangelische Nördliche-Distrikts-Synode in meiner Gemeinde tagte, wurde beschlossen, in den so schnell aufblühenden Zwillingsstädten St. Paul und Minneapolis Gemeinden zu sammeln. Der von Gott so reich begabte und hochbegnadigte Pastor S. Kuhlenhölter hatte sich den Synodalbeamten zur Verfügung gestellt. Da seine Gattin gestorben und sein einziges Kind in einem Pensionat war, erbot er sich, in den Missionsdienst zu treten. Die ehrw. Synode ersuchte mich nun, bis

zu Kuhlenhölters Eintritt in St. Paul und Minneapolis die Sammlung von Gemeinden in Angriff zu nehmen und dann nach Milwaukee zurückzukehren. Meine Gemeinde in Milwaukee sollte so lange von einem Vikar bedient werden. Es wurde mir nicht leicht, diesen Synodalbeschluß auszuführen, denn ich hatte auch in Wauwatusa schon seit einiger Zeit regelmäßig gepredigt und die schönsten Aussichten auf Erfolg, dazu drängte mich meine Gemeinde in Fond du Lac, ihr Pastor zu werden, da sie ja eine schöne Kirche und eine geräumige Pfarrwohnung hatte. Dazu kam noch ein zweiter Umstand, der mir die Sache sehr erschwerte. Es war uns inzwischen unsere zweite Tochter Laura geboren. Bei meinem Gehalt von 300 Dollars jährlich, wovon ich monatlich 15 Dollars Hausmiete zu zahlen hatte (also per Jahr 180 Dollars), konnten wir von dem Rest von 120 Dollars nicht bestehen. Missionsunterstützung gab es nicht. Nun hatte ich die Gemeinde um den Bau eines Pfarrhauses ersucht, da ja der Bauplatz für die Pfarrwohnung — freilich auf dem Gottesacker — vorhanden war. Die Gemeinde konnte aber das Pfarrhaus lange nicht bauen, da die Leichen nicht ausgegraben werden durften. Nach langen Verhandlungen bekamen wir endlich die Erlaubnis, das Haus auf die Gräber zu stellen und zu einem Keller die Erde bis auf die Särge abheben zu lassen. Jetzt sollte die Pfarrfrau mit ihren Kindlein und dem Vikar drei Monate lang in dem Pfarrhause allein zurückbleiben. Hob ich den Fußboden meines Schlafzimmers auf, so war da Grab an Grab, und der Fußboden die einzige Scheidewand zwischen den Lebenden, die im Bett, und den Toten, die in den Särgen schliefen. Und doch hat die junge Pfarrfrau sich mit den schlafenden Nachbarn sehr gut vertragen, und das Pfarrhaus wurde auch in diesem Stück das Haus einer Friedensgemeinde.

So zog ich nach St. Paul und begann provisorisch die Arbeit, indem ich die Stadtväter ersuchte, mir zu erlauben, in St. Paul im Courthouse (Rathaus) an den Sonntagen Gottesdienst zu halten. In Minneapolis mietete ich eine englische Kirche für die Nachmittagsstunden. In St. Paul fand ich einige Herrnhuter, Rheinländer, Schweizer und Holländer, und konnte die St. Paulsgemeinde mit vierzehn Familien organisieren. Jedoch was geschah nun? Die Altlutheraner betrachteten Minnesota als ihre alleinige Domäne, und waren entsetzt, daß ein evangelischer Prediger es wagte, sich in St. Paul niederzulassen. Nachdem das Gemeindlein sich organisiert hatte, wurden die allerundefinierbarsten Gerüchte über meine Vergangenheit in der Stadt kolpor-

tiert. Als mir dann ein junger Theologe, der von Berlin kam, für eine der Gemeinden zugesandt wurde, wurde dieser brieflich vor mir gewarnt. Dieser teilte mir das mit. Nun wollte meine kleine Gemeinde einen Advokaten annehmen, um den Verleumder gerichtlich zu belangen. Ich bat jedoch, damit zu warten, bis ich den alten, erfahrenen und mir väterlich gesinnten Generalsuperintendenten (Generalpräses) Baltzer um Rat gefragt hätte. Dieser riet aber entschieden von einer gerichtlichen Klage ab, setzte sich mit dem Vertreter der „reinen Lehre" in Verbindung und drohte mit dem Gericht. Die Antwort des elenden Menschen lautete: Es freue sich wohl niemand herzlicher als er, daß sich meine Unschuld herausgestellt habe.

Höchst interessant war, wie die St. Lukas-Gemeinde zu Lake Elmo evangelisch wurde. Ich war kaum einige Wochen in St. Paul, als mir ein Farmer auf der Straße mit seiner Frau begegnete und von ihrem Wagen, auf dem sie saßen, auffällig lange mir nachschauten im lebhaften Gespräch. Ich machte kehrt und folgte in einiger Entfernung diesem Wagen mit dem Gefühl, daß die Leute mir etwas zu sagen hätten. Sie begaben sich in ein Eisengeschäft, und ich folgte ihnen und kaufte für einen Nickel Nägel. Da kam die Frau und fragte, ob ich vielleicht der evangelische Pastor sei, der nach St. Paul gekommen sei, ob ich auch nicht ein Albrechtsbruder sei, u. s. w. Ich fragte sie dann, was sie für Landsleute seien. Sie sagte, Herr Meyers sei von Lübbecke in Westfalen und sie aus dem Badischen Oberlande. Als ich dann die Namen der Pastoren nannte, die sie beide konfirmiert hatten, und die ich beide kannte, da ich mich ja dort viel aufgehalten hatte, waren die Leute außer sich vor Freude. Der Eisenhändler aber war ein Schwager von Konsistorialrat Lenzen, früher in Ladbergen und dann in Minden. Nun fragte ich die tapfere Frau, ob ich in ihrem Hause einmal predigen könne. In ihrer Ansiedelung seien nur evangelische Christen, die aus der Schweiz, Baden und aus der Gegend von Saarbrücken kämen. Sie hätten sich ein Kirchlein gebaut und in Ermangelung eines evangelischen Pastors sich von einem benachbarten lutherischen Pastor bedienen lassen. Aber in letzter Zeit polemisiere er immer gegen die Unierten und habe einen verheirateten Schweizer noch einmal lutherisch über konfirmiert. Ich sagte darauf, wenn sie eine lutherische Gemeinde seien, möchten sie nur dabei bleiben, die Lutheraner hätten auch Gottes Wort. Sie sagte dann, sie seien keine lutherische Gemeinde, denn sie seien als Badenser und Rheinpreußen evangelisch und als

Schweizer reformiert. Dann wünschten sie auch keine gegen andere Kirchen eifernden Predigten, sondern wollten sich erbauen. Sie baten mich dann, am Sonntagnachmittag in ihrem Hause zu predigen. Sie wohnten dreizehn Meilen von der Stadt, aber Herr Meyers werde mich mit dem Wagen abholen. Am Sonntag predigte ich dann im Meyerschen Hause vor einer großen Versammlung. Als ich vierzehn Tage später wieder kam, konnte Haus und Veranda die Leute nicht fassen, und als ich zum dritten Male kam, baten mich die Vorsteher, in die Kirche zu gehen, da die ganze Gemeinde dort sei. Ich wollte dieses nicht des Friedens halber, aber die Vorsteher erklärten, sie gehörten nicht zur lutherischen Synode, würden sich auch nie dort anschließen, und hätten sich nur aus Not von dort bedienen lassen. So ging ich mit ihnen zur Kirche und predigte. Einige Tage später kamen der Präses der lutherischen Synode und der Pastor, der bisher den Leuten gepredigt hatte, zu mir und sagten, sie wüßten, daß ich falsch berichtet sei, und nicht gewußt habe, daß Kirche und Gemeinde altlutherisch sei, sonst würde ich als Ehrenmann in der Kirche nicht gepredigt haben. Sie seien überzeugt, nachdem sie mir den Sachverhalt mitgeteilt hätten, würde ich nicht wieder dort predigen. Ich antwortete, so viel ich wisse, seien die Leute Schweizer und Badenser, also reformiert und uniert, aber nicht lutherisch. Darauf meinte der Präses, die Leute hätten sich von ihren „Irrtümern" losgesagt. Ich sagte, wenn sie von den „Irrtümern" überzeugt seien, würden sie mich schwerlich geholt haben. Schließlich meinten die Herren, wenn ich je wieder in einer „rechtgläubigen" Kirche predigen würde, würden sie mich gerichtlich belangen. Ich sagte, das sei der einfachste Weg. Ich verspreche ihnen, daß wenn ich gerichtlich aus der Kirche ausgewiesen würde, ich nicht mehr darin predigen würde. Ich fuhr dann nach Lake Elmo und am nächsten Tage ließen die Vorsteher die Kirche auf dem Kreisgericht zu Stillwasser als evangelische St. Lukas-Kirche inkorporieren. Nun hatte die Gemeinde Ruhe und konnte sich entwickeln. Da ich Sonntagmorgens in St. Paul und nachmittags in Minneapolis predigen mußte, blieb mir für Lake Elmo nur wenig Zeit; deshalb sprach diese kleine tapfere Gemeinde den Wunsch aus, einen eigenen Pastor berufen zu können. Immer wieder wurde ich gefragt: „Ist es denn nicht möglich, daß wir noch eine kleine Filialgemeinde bekommen und mit dieser dann zusammen einen eigenen Pastor berufen können?" Da hörte ich von einem evangelischen Farmer Franz B. in Cottage Grove, zehn Meilen von Elmo und zwanzig

Meilen von St. Paul. Ich suchte diesen auf. Als ich mich vorstellte, sagte die gute Frau B.: „Gestern habe ich noch gesagt: Franz, was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele; und wir und unsere Kinder nehmen Schaden, wenn wir ohne Gottes Wort sind und bleiben.“ Herr Brendemühl sagte: „Ja, lieber Herr Pastor, das ist alles recht und gut, aber es sind hier keine Evangelischen, sondern nur Amerikaner und Katholiken.“ Seine Frau sagte: „Deine Brüder Heinrich und Wilhelm sind doch hier und Karl S. ist doch auch evangelisch.“ Ich sagte dann einfach: „Heute über vierzehn Tage komme ich und predige euch.“ Die Herren Brendemühl suchten abzuwehren, so viel sie konnten, nicht etwa, daß sie nicht gern Gottesdienst gehabt hätten, sondern weil sie glaubten, zwanzig Meilen sei eine zu große Entfernung, um vier Familien Gottes Wort zu predigen, besonders, da keine Bahnverbindung da war. Nach vierzehn Tagen predigte ich diesen vier Familien und als ich zum dritten Male kam, hatte sich die deutsche Frau eines Irländers eingefunden, und wir organisierten uns als evangelische Matthäus-Gemeinde. Präsident war Franz Brendemühl, sein Bruder Heinrich Vizepräsident, Wilhelm Kassierer und Karl S. war Sekretär. Da fragte Herr Franz: „Nun sind wir alle Vorsteher, wo ist denn die Gemeinde?“ Da wies ich auf die Frau des Irländers und sagte: „Das ist vorläufig die Gemeinde.“ Die lieben Frauen spielten auch hier eine große Rolle durch ihre Liebe und Treue zu Gottes Wort, und fast jedesmal, wenn ich kam, hatte sich wieder eine neue Familie eingefunden. So beschloß die kleine Gemeinde einen Kirchbau. Das war nun freilich eine schwere Aufgabe, denn das Gemeindlein zählte kaum ein Dutzend Familien. Jedoch erweckte der Herr uns Freunde, sogar in Deutschland. Wir bekamen von meinem Bruder, der für jede von mir gesammelte Gemeinde eine Kanzelbibel sandte, auch für diese Gemeinde eine solche, auch schöne Kanzel- und Altardecken mit Goldfranzen und von meiner Schwiegermutter versilberten Abendmahlskelch, Kanne, Patene und Taufbecken. Das Matthäus-Kirchlein war allerliebst; es hatte sechs gotische Fenster und gewölbte Decke, und die Gemeinde konnte am 4. Juli 1874 ein fröhliches Kirchweihfest halten. Jetzt ist es eine große Gemeinde.

Jedoch, wie kam es, daß ich immer noch in St. Paul war, da die drei Monate Urlaub von meiner Gemeinde in Milwaukee längst verstrichen waren? Als ich den Generalpräses daran erinnerte, daß die festgesetzte Zeit verstrichen sei, und Pastor Kuhlenhölter mich nun ablö-

sen möge, kam ein Schreiben von diesem, daß seine Gemeinde ihn nicht fortlassen wolle und gegen seine Amtsniederlegung protestiere. Unter diesen Umständen werde er sein gegebenes Versprechen leider nicht halten können. Nun schrieben aber die Vorsteher der Gemeinden in St. Paul und Minneapolis hinter meinem Rücken und ohne mein Wissen an die Synodalbeamten, daß ich unbedingt in St. Paul bleiben müsse, wenn nicht die so schön sich entwickelnden Gemeindlein wieder zu Grunde gehen sollten. Das Ende vom Liede war ein herzliches Schreiben von den Beamten und die Bitte, ich möge der Synode das Opfer bringen und in St. Paul bleiben. Es war das nicht leicht, denn in Milwaukee verließ ich Kirche und Pfarrwohnung, in Fond du Lac hätte ich auch beides haben können und nun mußte ich von vorn anfangen und mir eine Wohnung mieten und eine Kirche bauen. Zu meiner Freude und Beruhigung wurde mein Freund, Pastor Gust. Haack, das Friedenskind, mein Nachfolger und hat mit Treue und großem Erfolg gearbeitet (bis er nach etwa zwanzigjähriger Arbeit im Frieden heimgehen durfte zu seines Herrn Freude). So mußte ich denn im Oktober 1871 meine Familie nach St. Paul holen und wieder eine Mietswohnung beziehen, monatlich fünfzehn Dollars Miete, macht 180 Dollars das Jahr, bei einem Jahresgehalt von 300 Dollars bezahlen. Natürlich konnten wir bei aller Einschränkung von den nach Abzug der Miete übrig gebliebenen 120 Dollars nicht leben, wenn unsere Eltern und Geschwister von Deutschland aus uns nicht unterstützt hätten. Die Lukas-Gemeinde zu Lake Elmo, da sie nun mit der St. Matthäus-Gemeinde in Cottage Grove zu einer Parochie vereinigt werden sollte, plante nun den Bau eines eigenen Pfarrhauses. Das war ja freilich ein gewagtes Unternehmen, da die Gemeinde noch so klein und die Glieder meist unbemittelt waren. Uns ging es aber in St. Paul sehr kümmerlich. Da hatte mein Bruder in Deutschland mir hundert Dollars geschickt. Ich beschloß dann mit Genehmigung meiner lieben Frau von diesem Gelde 25 Dollars zu dem Bau des Pfarrhauses zu Lake Elmo zu geben. Als aber der Vorsteher, Herr Moritz, mit seinem Schlitten kam, um mich zum Gottesdienst abzuholen, erzählte er mir unterwegs, die Leute seien so willig, und hofften, das Geld fürs Pfarrhaus würde wohl ganz gezeichnet werden. Da kam mir der recht menschliche Gedanke, wenn die Leute das Geld ohne deine 25 Dollars zusammen bekommen, kannst du das Geld, das du so notwendig brauchst, auch behalten. Nach dem Gottesdienst war Gemeindeversammlung, und der Präsident bat mich, eine

Liste anzufertigen, damit die Glieder unterschreiben könnten. Nun machte ich eine Liste ohne meine 25 Dollars. Die Gemeinde zeichnete die erforderliche Summe bis auf 15 Dollars und ich behielt mein Geld in der Tasche. Freudig bewegt verließ die Gemeinde das Kirchlein. Als am Montagmorgen Herr Moritz mich zur Stadt fuhr, bat ich ihn, an der Post vorbei zu fahren. St. Paul war damals erst im Entstehen und hatte noch keine Briefträger. Ich nahm mein Portemonnaie (pocket book) aus der Tasche, entnahm demselben meinen Postschlüssel und öffnete mein Postfach. Da lag ein Trauerbrief mit schwarzem Rand und meines Bruders Handschrift. Als ich erschrocken den Brief öffne, war es die Todesanzeige einer ganz entfernten Verwandten, die mich wenig berührte. Nun wollte ich beruhigt die Geldtasche einstecken, aber nun war dieselbe gestohlen mit den 25 Dollars, zwei Dollars Kleingeld und vier goldenen Knöpfen. Das war recht fatal. Schließlich dachte ich: Geteilte Leiden sind halbe Leiden! und glaubte, wenn meine liebe Frau mit mir trauern würde, könnte ich den Verlust leichter ertragen. Diese aber belehrte mich: „Sobald du die 25 Dollars gelobt hattest, gehörten sie dem Herrn. Nun du sie behalten hast, war das nicht recht. Der Herr hat das Seine mit Zinsen wiedergenommen." Die Moral von der Geschichte aber ist: geben wir Gott, was Gottes ist, so gibt er uns dieses mit geistlichen, irdischen und ewigen Zinsen zurück. Geben wir ihm aber nicht, was wir ihm schuldig sind, dann nimmt er es mit Zinsen, und das macht nur den Kummer, und wir kommen um die Seligkeit des Gebens.

Die Arbeit in Minnesota mehrte sich und ich konnte sie nicht bewältigen. Da sandte der Herr mir den rechten Mann für die beiden Gemeinden Lake Elmo und Cottage Grove, in der Person des nach menschlicher Ansicht viel zu früh heimgegangenen Pastors Heinrich Blankenhahn, der sie mit großer Treue und unermüdlichem Fleiße so zur Blüte brachte, daß jede selbständig wurde und eine eigene Parochie bildete. Jedoch hatten die weiten Wege bei der großen Kälte die Gesundheit des teuren Mannes so geschwächt, daß er in der Blüte seiner Jahre abgerufen wurde. In Minneapolis, Oseo und New Schwanden hatten sich die Verhältnisse so günstig gestaltet, daß Pastor B. nach Minneapolis übersiedeln und die drei Gemeinden als ihr erster selbständiger Pfarrer übernehmen konnte. Noch ein neues Arbeitsfeld tat sich auf, Duluth, 160 Meilen nördlich von St. Paul. Amerikaner, Schweden, Norweger, Irländer u. s. w. hatten etwa ein Dutzend Kirchen dort, aber

ein deutscher Pastor war noch nie hingekommen. Den ersten Gottesdienst hielt ich in der englischen Congregationalistenkirche. Es waren etwa 50—70 Personen im Gottesdienst, unter diesen verschiedene Israeliten, welche die Gründung einer Gemeinde besonders befürworteten, nicht aus religiösem Interesse, sondern aus Lokalpatriotismus als Deutsche. Sie kauften sich Gesangbücher und fehlten in keinem Gottesdienste. Auch für dieses Arbeitsfeld kam der rechte Mann zur rechten Zeit. Das war mir eine große Erleichterung. Herr Pastor Lüder, der spätere Professor in Elmhurst, kam von Berlin und wurde der erste selbständige Pastor in Duluth. Der deutsche Kaiser, Wilhelm I., schenkte zwei französische Kanonen zu einer Glocke.

---

8. Missionsarbeit in Ellsworth, Wis. (1874.)

Kaum hatte ich Duluth abgegeben, so besuchte mich (in St. Paul) ein Pastor einer anderen Kirchengemeinschaft. Er kam, wie Nikodemus, in der Nacht. Er war etwas verlegen, sagte aber nicht, daß ich sei ein Meister von Gott gesandt. Jedoch schließlich sagte er, daß in dem benachbarten Ellsworth in Wisconsin ein Prediger seiner Kirchengemeinschaft schon viele Jahre predige, aber die Leute wollten nicht von der Evangelischen Kirche ablassen. Nun sei er ja von ganzem Herzen seiner Kirche zugetan; aber das Reich Gottes stehe ihm höher als seine Kirchengemeinschaft, und wenn ich nach Ellsworth ginge, würde ich dort bald eine Gemeinde haben. Doch war es damals nicht leicht, dorthin zu kommen, denn ich mußte erst 20 Meilen den Mississippi hinunter bis Prescott und von dort wieder 20 Meilen per Stage (Post) in den Urwald fahren. Meine liebe Frau nun protestierte gegen die Mitnahme des Chorrocks. Ich hatte aber in meiner Praxis die Erfahrung gemacht, daß mein Chorrock gerade mir wesentliche Dienste leistete. Kam ich ohne denselben in irgend eine neue Ansiedlung, so waren die Leute gewöhnlich mißtrauisch, ob ich auch wirklich ein evangelischer Pastor sei oder ein Sendbote einer anderen Kirchengemeinschaft, einer der vielen Sekten. Erschien ich im Talar, so waren alle Bedenken geschwunden. Nun macht ja der Chorrock nicht den Prediger, aber wenn er dazu beiträgt, das Vertrauen der evangelischen Christen zu wecken, wäre es doch unrecht, nicht dem Empfinden der Leute Rechnung tragen zu wollen. Also den neuen Chorrock durfte ich nicht mitnehmen, ohne Talar aber wollte ich nicht gehen. Da fand meine liebe Frau einen Ausweg. Der

alte Chorrock war noch vorhanden, aber die Aermel von den Mäusen zerfressen. Meine liebe Frau setzte dann etwa zwei Hand breit schwarzen Atlas vorne an und renovierte so das geistliche Gewand. Sie hatte keine Ahnung, welche Hilfe sie mir dadurch erzeigte. Die erste Reise nach Ellsworth war sehr interessant. In Prescott mußte ich mit vier englischen Damen die alte Posttkutsche besteigen. Hinten in derselben lag ein Faß Molasses (Syrup), daneben stand meine Reisetasche mit dem Chorrock darin. Durch das Schütteln auf der bergigen holperigen Straße sprang ein Reif von dem Faß und der Syrup lief durch den Wagen. Weil aber der Wagen mit Wachstuch verhängt und es in demselben dunkel war, hatte die Reisegesellschaft merkwürdigerweise nichts von dem Unglück gemerkt. Erst als wir den halben Weg zurückgelegt hatten und die Pferde gefüttert werden sollten, wurde das Unglück entdeckt. Die Füße klebten fest im Syrup und die Damen hatten einen handbreiten Saum an ihren Kleidern von dieser süßen Flüssigkeit. Auch mein Chorrock war nicht verschont geblieben, und ich mußte bei meiner Ankunft in Ellsworth eine gründliche Wäsche vornehmen. Als ich aber am nächsten Morgen im Chorrock ins Schulhaus kam, leuchteten die Augen der Anwesenden vor Freude. Die guten Leute kamen nämlich aus dem Altbayerischen, und dort tragen die Dekane (Superintendenten) als Abzeichen ihrer Würde an ihren Chorröcken Sammet oder Seide. Nach dem Gottesdienste umringten mich die guten Leute und immer hieß es: „Wie haben wir uns nach einem Pfarrer gesehnt und nun kommt gar ein Dekan." Wenn ich aber abwehrte, ich sei kein Dekan, sondern nur vom niederen Klerus (geistlicher Stand), so hielten die Leute das für übertriebene Bescheidenheit; und ich blieb der Dekan. Es waren dort noch nie Kinder konfirmiert und die Eltern wollten doch gern, daß sie eingesegnet würden. Ich schrieb dann an die kirchliche Behörde und diese schaffte Rat. Pastor Hofmeister war krank und die Aerzte hatten ihm geraten, nach Minnesota zu gehen. Nun sandte die Behörde den damals gerade ins Amt tretenden Predigtamtskandidaten Joh. Nollau als Vikar an Hofmeisters Gemeinde nach Jowa, und dieser begab sich nach St. Paul, um mich zu vertreten, da ich von Ostern bis Pfingsten im Urwalde Konfirmandenunterricht halten mußte. Diesen hatte ich täglich mit den „Kindern", die aber zur Hälfte verheiratet waren. Jeden Abend hatten wir erst Gottesdienst und dann Singstunde. Ich hatte die Noten zum bayerischen Gesangbuch und übte mit der Geige die heimatlichen Melodien ein, was ihnen eine dankbare

Freude bereitete. Diese Tour hatte für mich auch ihre Beschwerden, denn ich mußte jeden Tag in einem anderen Hause essen und schlafen. Jede Frau wollte nun das Beste dem Pastor vorsetzen, und das höchste Küchenideal dieser lieben Leute war Sauerkraut. So bekam ich denn jeden Tag diese edle Speise. Als ich einmal einer intelligenten Farmerfrau meine Not klagte, belehrte mich diese, das sei mit dem Sauerkraut wie mit dem Worte Gottes. Wenn drei Pastoren denselben Text nähmen und darüber predigten, würden die Predigten doch ganz verschieden werden; und so koche jede Hausfrau ihr Sauerkraut nach ihrer Art und die Speise bekäme durch die verschiedenen Zutaten doch einen anderen Geschmack. Das war eine sehr trostreiche Belehrung. Die schönen Tage in Ellsworth bleiben mir aber unvergeßlich, und als ich Pfingsten meine 30 Konfirmanden, welche sich schön rasiert hatten, einsegnete, feierte die Gemeinde ein Freudenfest, wie sie noch keines in Amerika gefeiert hatte. Gott segne die liebe Gemeinde in Ellsworth, sowie die Evangelische Gemeinde zu Oakgrove, die auf dem Wege zwischen Prescott und Ellsworth dann auch entstanden ist. In jener Gemeinde lebte ein wohlhabender Farmer, Vater Buschmann, dessen Sohn mich gewöhnlich in Prescott abholen mußte. Auf diesen Fahrten entdeckte ich, daß der gute Franz, obgleich er ja nur die Landschule besuchte, in der Kirchen- und Weltgeschichte sehr beschlagen war. Als ich mich erkundigte, woher er diese seine Wissenschaft habe, hatte er dieselbe aus einem alten Buche ohne jede Anleitung sich angeeignet. Auf mein dringendes Bitten erlaubte dann Herr Buschmann, daß sein Franz nach Elmhurst ins Proseminar ging und Theologie studierte, und er ist jetzt ein angeseheneer Synodalpastor. Die Gemeinden Ellsworth und Oakgrove sind im Laufe der Zeit blühende Gemeinden geworden.

---

9. Der Pastor der evang. Zions-Gemeinde zu Hoyleton, Ill. (Weihnachten 1874 bis Ostern 1881.)

Im Jahre 1874 bekam ich ohne mein Zutun einen Ruf von der evang. Zions-Gemeinde zu Hoyleton im Staate Illinois. Ich konnte mich erst nicht dazu entschließen, meine Gemeinde in St. Paul zu verlassen. Jedoch ging ich auf den Rat des Generalpräses Baltzer, der mir schrieb, es sei meine Pflicht, nachdem ich zehn Jahre Reiseprediger gewesen sei, nun eine stille geordnete Gemeinde zu übernehmen, in welcher ich mein reichliches Auskommen habe und ich mich meiner Familie wid-

Evang. Zions-Kirche, Hoyleton, Ill.

men könne. Das gab die Entscheidung. Die Gemeinde war mir nicht unbekannt, und ich der Gemeinde kein Fremdling. Ich habe es als eine besondere Freundlichkeit vom Herrn angesehen, daß ich in den vierzig Jahren (meiner Amtstätigkeit) nie eine Probepredigt gehalten habe, da ich gegen dieses Wettrennen auf der Kanzel eine unüberwindliche Abneigung habe. Die Gemeinde bestand aus Ravensbergern, aus den Gemeinden Schnathorst, Hüllhorst, Bergkirchen und Umgegend. Die Gründer der Gemeinde hatten erst eine Kirche in Nashville gebaut, sich dann nach zehn Jahren von dieser Gemeinde friedlich getrennt und sechs Meilen nördlich von der Stadt in der Prairie eine neue Kirche mit Turm und Glocke und ein Pfarrhaus gebaut. Jedoch baute sich das Städtchen Hoyleton, wiederum sechs Meilen weiter nördlich, sehr an, und die dortigen Gemeindeglieder bekamen die Stimmenmehrheit und beschlossen, das Pfarrhaus nach Hoyleton zu verlegen und dort eine neue Kirche zu bauen. Das wollten aber die Glieder in der Prairie nicht zugeben und so gab es eine Spaltung in der Gemeinde. Die Kirche in der Prairie war lange ohne Gottesdienst und die Prairieleute waren sehr erbittert. Als ich (zu Weihnachten 1874) ankam, war das Pfarrhaus möbliert und ich fand eine Gemeinde mit vielem christlichen Leben, das die Alten von Volkening, Seippel und Pries mitgebracht hatten. Ich predigte mit Freudigkeit, obgleich ich die Arbeit fast nicht bewältigen konnte. Ich predigte am Sonntagmorgen und Abend in Hoyleton und nachmittags in der Prairie-Kirche, Mittwochabend im Städtchen und Donnerstagabend in der Nord Prairie. Die Kirche war immer gefüllt und fast in allen Häusern wurde Hausandacht gehalten. In der Gemeindeschule hatte ich 70 Schüler, die ich vom 1. September bis Ostern fünf Tage in der Woche zu unterrichten hatte. In der Gemeinde war sehr viel Missionssinn und die Missionsopfer waren dementsprechend. Die jährliche Missionsfestkollekte betrug etwa $150 ohne die monatlichen Missionsstunden und die sonstigen großen Missionsopfer einzelner Glieder. Bei den Hausbesuchen wurde es Sitte, daß die benachbarten Farmer zu einer Bibelstunde eingeladen wurden und diese schloß regelmäßig mit einer Kollekte für die Mission. Jedoch die Hauptsache war, daß sie nicht nur ihre Gelder, sondern auch ihre Söhne in den Dienst des Herrn stellten, und ich hatte die große Freude, eine ganze Anzahl meiner Konfirmanden in unsere Lehranstalt senden zu können. In dieser Hinsicht steht die Gemeinde Hoyleton in der Synode unerreicht da. Meine Schwiegermutter (Frau Grabau) kam nach dem Tode des Schwieger-

vaters, des Malers Chr. Grabau, von Bremen nach Hoyleton und eröffnete ein Pensionat für junge Damen, und das war gut für unsere Töchter, da dieselben dort guten Musikunterricht u. s. w. bekamen.

In Hoyleton wurde die Kirche (jetzt Schulhaus) zu klein und wir bauten eine sehr schöne große Kirche mit bunten Fenstern, hundert Fuß hohem Turm und prachtvollem Hochaltar, zu welchem wir die Altarbilder von Berlin kommen ließen.

Bei dem Bau der neuen Kirche konnten wir die Bänke u. s. w. aus der Prairie-Kirche verwerten, und so wurde die Kirche abgebrochen, das Material mitverwendet und die Gemeinde wieder einig. Als ich nun in der Prairie nicht mehr predigen konnte, behielt ich die Donnerstagabend-Bibelstunden dort doch bei, predigte aber Sonntagnachmittag in dem achtzehn Meilen entfernten Du Bois und sammelte dort eine Gemeinde.

Einst ließ mich eine alte fromme Farmerfrau, die Mutter Krughoff (in der Nord Prairie, Glied der Zions-Gemeinde), zu sich bitten. Sie lag krank in ihrem Bette; da sagte das liebe Mütterchen: „Herr Pastor, nächste Woche sind es 50 Jahre, daß Krughoff und ich in Bergkirchen von Pastor Linkmeier getraut wurden. Am Abend gingen wir nach Schnathorst zu Pastor Volkening in die Missionsstunde und auf dem Heimwege taten wir ein Gelübde: Wenn der Herr uns 50 Jahre zusammen läßt und segnet, sollen die Barmer Heiden tausend Taler als Dankopfer haben.“ Dann langte sie mit der Hand unters Kopfkissen und händigte mir einen Schein von tausend Dollars ein. Als ich frug, ob ich die Summe nicht teilen dürfte, und die Hälfte für unsere hiesige Mission verwenden könne, sagte sie ganz entrüstet: „Nein, denn es heißt: Bezahle dem Herrn deine Gelübde.“ Da die Summe etwas größer sei, wie tausend Taler, so möge Herr Pastor Pries in Bergkirchen den Wechsel auf tausend Taler nach Barmen senden und den Ueberschuß für die Bergkircher Armen verwenden. In jenem Jahre hatte ich (in der Zions-Gemeinde) eingeschlossen dieser Missionsgabe aus Missionsstunden, Missionsfest und Hauskollekten die schöne Summe von 1700 Dollars (etwa 7100 Mark) für Reichsgotteszwecke gesammelt. (Die Gemeinde zählte zu jener Zeit etwa 90 bis 100 Familien.)

Ich hatte einen Farmer, Fr. Fieker, in der Gemeinde, der gerade nicht zu den Reichen gehörte, aber für seine Verhältnisse immer sehr reichlich gab. Ich kam auf einem Kollektengang vorüber, wollte ihn aber nicht belästigen, da er große Verluste gehabt hatte, denn der Blitz

war ihm in die Scheuer geschlagen. Da reichte er mir zehn Dollars (etwa 42 Mark) und als ich dieses nicht nehmen wollte, sagte er: Von Bergkirchen sei er einmal zum Bünder Missionsfest gegangen, und habe vier gute Groschen (10 Cents) mitgenommen und seine Frau die gleiche Summe. Missionar Hugo Hahn habe dann so ernst gepredigt, daß in Afrika ein Seminar für schwarze Prediger gebaut werden müsse. Auf dem Heimwege habe er seiner Frau gesagt, er bedaure so sehr, daß sie nicht mehr hätten tun können. Da habe diese den Vorschlag gemacht, wenn ihre Kuh kalbe, solle der Herr Jesus das Kalb haben. Die Kuh bekam ein sehr schönes Mutterkalb, und Frau F. sagte: Wenn wir das dem Juden verkaufen, bekommen wir nicht viel dafür, wir wollen es lieber ein Jahr füttern und dann verkaufen. Im nächsten Jahre meinte sie, sie müßten doch eine Kuh kaufen, da könnten sie auch „dem lieben Gott sein Kalb", wie die Kinder es immer genannt hätten, abkaufen. Zum ersten Male durften F.'s Kinder den weiten Weg mitmachen zum Bünder Missionsfest und hatten am Morgen die Raufe (Heukrippe) voll Klee gesteckt und noch eine Schiebkarre voll auf der anderen Seite der Raufe stehen gelassen. Sie hätten dann 20 Taler nach Bünde mitgenommen und seien so glücklich gewesen, etwas Ordentliches für die Mission getan zu haben. Doch wie sie am Abend heimgekommen wären, hätten sie das Rind tot gefunden. Es hatte wahrscheinlich von der Schiebkarre naschen wollen und war mit der Kette hängen geblieben. — Wieder ein Beispiel zu dem Wort: Bezahle dem Höchsten seine Gelübde!

---

10. Missionsarbeit in New Orleans, La. (1881—1882.)

Nach sechsjährigem Aufenthalt in Hoyleton nahm ich einen Ruf nach New Orleans im Staate Louisiana an. Dort lagen die kirchlichen Verhältnisse noch sehr im Argen. Es waren freilich schon zwei freie Gemeinden in der unteren Stadt von Synodalpastoren besetzt, aber es waren immer noch eine Anzahl unabhängiger Gemeinden dort, die das Pfarramt in den weltlichen Zeitungen ausboten. Eine solche Gemeinde wurde einmal predigerlos und hielt eine Generalversammlung behufs Wiederbesetzung. Da machte jemand auf einen in einem dortigen Hotel angestellten Mann aufmerksam, der sei ein sehr gebildetere Mann. Zu diesem wurde ein Komitee gesandt, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Dieser erklärte, er würde die Stelle sehr gern annehmen und dieser Mann war trotz seines starken Trinkens viele Jahre in jener Ge-

meinde. Aus Not hatte die freiprotestantische Gemeinde im Stadtdistrikt Carrolton an die Synode geschrieben, da fast niemand mehr zur Kirche kam, und die beiden von der Synode bedienten Gemeinden einen so erfreulichen Aufschwung nahmen. Sie bat um einen Pastor, „der nicht dem Trunke ergeben sei." Als ich dann nach New Orleans kam, waren die Vorsteher am Bahnhof, um mich zu empfangen. Nach der Begrüßung sollte ich mit ihnen ins Kaffeehaus, wie man dort nach französischer Art die Wirtshäuser nannte, und sie luden mich zu einer Flasche Wein ein. Ich sagte den Herren, sie müßten mich entschuldigen, da ich das nicht könne, und es gegen mein Prinzip sei, übrigens hätten sie ja auch um einen Pastor gebeten, der n i c h t trinke. Da meinten sie: „Ja, Herr Pfarrer, ohne etwas zu trinken, geht es im Süden nicht, das bringt das Klima schon mit sich, man muß etwas Stärkendes genießen!" Es ging diesmal aber doch.

Herr Pastor Kramer führte mich ein. Recht wehmütig war mir dabei zu Mute, als der Kirchenchor zur Verschönerung der Feier ein Lied aufwärmte, das er einem verstorbenen Mitgliede am Grabe gesungen hatte, und das anfing: „Die Liebe darf wohl weinen, wenn sie ihr Fleisch begräbt." Dann mußte ich bekannt machen, daß am Montagabend im „Rooster" Schulhaus Vorstandssitzung sei. Da die Gemeinde auf dem Kirchturm einen Hahn (engl. rooster) hatte, wurde sie in der ganzen Stadt die „Rusterkirche" genannt. Die Gemeinde hatte 12 Mitglieder im Kirchenrat und war in 12 Distrikte eingeteilt. So hatte jeder Vorsteher einen Distrikt, in welchem er monatlich die Beiträge zu kollektieren hatte.

Als ich nun das Schulzimmer betrat, kam mir der Präsident der Gemeinde entgegen und fragte nach meinem Begehren. Es sei Sitte, wenn der Pfarrer ein Anliegen habe, daß er dasselbe schriftlich einreiche. Sonst dürfe der Pfarrer nicht in die Versammlungen kommen. Ich bat dann, mich an den Sitzungen teilnehmen zu lassen, da wir Synodalpastoren das nicht anders kannten. Nun wurde in aller Form mein Gesuch vorgelegt und dann darüber abgestimmt, und 9 Stimmen waren dafür und 3 dagegen. Dann ging ich weiter und bat, mir zu erlauben, ein Gebet zu sprechen, da im gewöhnlichen Leben ja alles an Gottes Segen gelegen sei; wie viel mehr in der Kirche. Hier erhob ein Vorsteher Protest mit den Worten: „Wenn wir beten wollen, gehen wir in die Kirche. Hier zählen wir unsere Nickel und das hat mit dem Beten nichts zu tun." Es stimmten 9 für die Erlaubnis und 3 dagegen.

Als ich dann das Gebet sprach, warf einer der Opponenten einen Schultisch um und verursachte eine gewaltige Störung. Als ich „Amen" gesagt, traten die drei an den Tisch, und einer schlug mit der Faust auf denselben und sagte: „Das ist jetzt die Strafe dafür, daß wir an „den Synod" geschrieben haben. Wir sind eine freiprotestantische Gemeinde und nun sollen wir eine Muckergemeinde werden." Er benannte mich mit einem nicht wieder zu gebenden Namen und sagte, ich dürfe nicht an der Gemeinde bleiben. Dann nahmen die drei ihre Hüte und verließen die Versammlung. Ich wollte sie zurückhalten, aber die anderen Vorsteher sagten: „Lassen Sie die nur laufen, wir sind froh, wenn wir sie los sind." Die Rooster-Schule war ein sehr schönes Gebäude und stand auf 12 Fuß hohen Säulen, damit der Spielplatz unter der Schule sein konnte, und rund umher ging eine Veranda. Ich hatte anfänglich mit 60 Kindern Schule zu halten, bis wir soweit kamen, einen Lehrer anzustellen. Die erste Versammlung des Frauenvereins verlief ähnlich wie oben erwähnte Vorsteherversammlung. Es trugen die Statuten den Namen: Damenverein, und die Präsidentin erklärte: „Mir sein die Gebildeten in Carollton, es ist noch ein Frauenverein hier, aber das sind nur die commonen Leut." Von der Bildung bekam ich gleich eine Probe bei der Eröffnung der Sitzung, wo die Frau Präsidentin dreimal mit dem Fächer auf den Tisch klopfte und sagte: „Meine Damen, die Meeting ist eröffnet," und gleich darauf: „Ihr Weiber, eine schwätzen nur zur Zeit und die andern halten's Maul" u. s. w. Jedoch ging alles über Erwarten gut, bis zum Sommer das Picknick kam. Die Gemeinde hatte seit vielen Jahren die Gewohnheit, an einem Sonntagnachmittag ein Picknick, verbunden mit Gemeindeball, im Carollton-Garten zu halten. Für diesen Zweck hatte eine hochherzige Stifterin einen Ehrensäbel mit sehr schönem goldbefranzten Bandelier geschenkt, welcher von dem zeitweiligen Pastor als Feldmarschall getragen werden sollte, wenn die Gemeinde unter Vorantritt einer Musikkapelle nach dem Festplatz marschierte.

Ich erklärte ganz entschieden, dieses nicht tun zu wollen, auch dieses Fest nicht von der Kanzel abzukündigen. Auch könne ich mit meiner Familie nicht daran teilnehmen, da es sündlich sei, durch eine solche Festlichkeit den Sonntag zu entheiligen, und durch solche Mittel Gelder zum Aufbau des Reiches Gottes aufzubringen. Nun war der Vorstand in Verlegenheit, aber ein alter Schneider trat an dem betreffenden Sonntag nach dem Segen vor den Altar und sagte: „Ihr Leut, der Herr

Pfarrer weigert sich, nach dem altehrwürdigen Brauch an unserem Picknick teilzunehmen und dasselbe bekannt zu machen. Ich lad also die Gemeinde herzlich ein und werd'n wir um 2 Uhr von der Rooster-Schul zum Carrolton-Park marschieren, auch ohne Pfarrer!" In Ermangelung des Herrn Pfarrers schnallte sich dann der sehr große magere Schneider das Bandelier um und machte mit gezogenem Ehrensäbel den Führer des Zuges, eine „altehrwürdige", aber doch etwas komische Erscheinung. Die besser Gesinnten nahmen aber auch nicht teil an dieser Feier und so verunglückte das ganze Picknick und brachte kaum die Kosten der Gartenmiete ein. Es war dann auch das letzte derartige Picknick. In den nächsten Jahren gestaltete es sich zu einem Missionsfest um, das von drei Synodalgemeinden gemeinschaftlich gefeiert wurde.

Bald nach meiner Ankunft in N. O. kam ein Herr zu mir in die Schule, und bat mich, nach Schluß des Unterrichts sein Söhnchen zu taufen. „Dort sitzt mein kleiner Bruder, der wird Sie schon hinführen." Ich ging also mit dem Knaben zu der Wohnung. Im besten Zimmer stand eine Schüssel mit Wasser und einige Weinflaschen und Gläser auf dem Tisch. Nachdem ich Letzteres erst an die Seite gestellt hatte, kam die Taufgesellschaft mit dem Kinde. Jedoch hörte ich hinten im Hause lautes Weinen und Schluchzen. Auf meine Frage, wer denn dort so weine, sagte Herr N.: „Das ist die Kathrine, meine Frau!" Ich frug dann, was ihr fehle, und wir könnten doch das Kind nicht taufen ohne Gegenwart der Mutter. Darauf sagte der Vater, seine Frau fühle nicht gut, ich möge das Kind nur ohne sie taufen. Ich taufte also den kleinen Konrad.

Einige Tage später machte ich Besuch bei einer alten Dame, Frau N. Nach der ersten Begrüßung sagte sie: „Herr Pfarrer, ich hon mich aber doch g'freut, daß wir's gepackt hen mit der Tauf!" Ich frug: „Wieso?" Da erzählte sie: „Ich sein die Großmutter von dem kleinen Bub, den Ihr getauft habt. Was die Kathrin ist, die Mutter, ist katholisch. Nun hatte sie den kleinen Bub in die katholische Kirche gebracht, ohne daß mein Sohn etwas davon wußte. Als mein Sohn mittags aus dem Geschäft nach Haus kam, sagten ihm die Nachbarn: Nun ist dein Kind katholisch getauft! Da kam mein Sohn heulend zu mir und sagte: Mutter, nun ist der Bub katholisch! Ich sagte ihm dann: Jetzt gehst du zu unserm Pfarrer und läßt ihn evangelisch taufen, doch darfst du ihm nicht sagen, daß der Bub schon katholisch getauft ist, denn die Pfarrer sind oft „partikel" (particular = eigentümlich), und dann

tut er's vielleicht nicht. Wißt Ihr, die da hinten so heulte, war seine Frau, die Kathrin, und die wollte das nicht haben. Jetzt hat der Bub sein Recht und ist beides, katholisch und protestantisch."

Und wie es mit der ersten Taufe war, so war es auch mit der ersten Leiche. Mein Gemeindepräsident, der zugleich auch Leichenbestatter war, kam mit einer Kutsche vorgefahren und sagte: „Herr Pfarrer, Sie sollen zu einem Kranken kommen. Da Sie aber den Weg nicht finden, fahre ich Sie hin." Der Mann wohnte einige Meilen von der Stadt den Mississippi hinauf. Er lag im letzten Stadium der Schwindsucht und konnte kaum noch reden. Ich las ihm die Geschichte von Lazarus vor, betete mit ihm und bat ihn, sich auf sein nahes Ende vorzubereiten. Sein Mütterchen stand am Bett und bat mich, womöglich recht bald wiederzukommen. Ich fragte dann noch, wann er zum letzten Male zum heiligen Abendmahle gewesen sei. Darauf sagte er: „Gestern." Ich glaubte der Mann habe mich nicht verstanden, und wiederholte meine Frage. Da sagte die Mutter: „Herr Pfarrer, der Vater P. hat ihm gestern die letzte Oelung gebracht." Als ich dann ganz verwundert frug: „Wie kommen Sie denn dazu, mich rufen zu lassen?" sagte sie: „Wißt Ihr, ich sein katholisch und mein Mann selig war protestantisch. Da haben wir den Bub in beiden Kirchen taufen lassen und er ist beides. Da habe ich gedacht: Vater P. soll ihm die letzte Oelung geben, und Ihr ihm dann eine schöne Leichenrede halten, dann bekommt er sein Recht." Am nächsten Tage starb er. Ich wollte mich weigern, ihn zu begraben, aber mein Präsident sagte: Das würde einen gewaltigen Sturm erregen, denn die Leiche soll auf dem evangelischen Kirchhof beigesetzt werden, und der Priester tue das nicht.

Als wir dann zusammen zum Kirchhof fuhren, sagte die Mutter so treuherzig: „Gelt, Herr Pfarrer, es ist doch schön, wenn man zu beide Kirche gehört! Vater P. wollte für die Leich 28 Dollars haben, und wenn man Euch fünf Dollars gibt, seid Ihr gern zufrieden." Eigentümlich waren die Kirchhöfe dort. Da der Boden sumpfig ist, beerdigt man die Leiche nicht in die Erde, sondern die Kirchhöfe sind in Straßen eingeteilt, mit langen drei- bis vierstöckigen Grabgebäuden (Mausoleen). In diese werden die Särge hineingeschoben, und die Tür mit einer Marmorplatte verschlossen. Die Kirchhöfe liegen zum Teil mitten in der Stadt und sind mit den prachtvollen Mausoleen der Reichen eine der größten Sehenswürdigkeiten von New Orleans.

Dann kam damals der Bediente eines großen Zigarrenfabrikanten

zu mir und bestellte einen Gruß von seiner Herrin, sie ließe um einen Besuch bitten. Ich wunderte mich sehr, dorthin bestellt zu werden, da der Herr des Hauses ein Israelit war. Jedoch begab ich mich nach deren Villa und wurde von dem Bedienten ins Treibhaus geführt, wo ich, umgeben von den wunderschönsten Pflanzen, mich erst erquicken sollte mit ice cream (Fruchteis) und Erdbeeren, bis seine Herrin fertig sei, mich zu empfangen. Dann rauschte sie herein, schwer beladen mit Juwelen und Perlen. Sie begrüßte mich mit einem Deutsch, aus welchem ich gleich die Wupperthalerin erkannte. Sie sagte mir dann, ihr Mann sei „mosaischer Religion", und sie sei lutherisch, stamme aus Elberfeld und sei von Pastor Sander konfirmiert. Nun hätte sie zwei Knaben. Dieselben habe sie in der Rooster-Kirche taufen lassen und den ältesten Sohn im Sinai-Tempel jüdisch konfirmieren lassen, ihrem Mann zu liebe. Aber der zweite Sohn weigere sich, die mosaische Religion anzunehmen und sie hätte den Wunsch, daß derselbe von mir konfirmiert werde. Der Bediente mußte dann den Frank rufen und dieser, ein sehr hübscher 14jähriger Knabe mit schwarzem Haar, kam herein. Nach der Vorstellung sagte er: Mama, das hab ich dir ein für allemal gesagt, Jud werd ich nicht! Als sie mich nun bat, Frank in ihrem Hause für die Konfirmation vorzubereiten, erkundigte er sich, worin diese Vorbereitung bestehen solle. Als ich ihm sagte, er müsse den Katechismus lernen, erklärte er ebenso bestimmt, das tue er nicht, wenn ich ihn so konfirmieren könne, dann wolle er gern konfirmiert sein. Die Frau erzählte mir dann, sie lebe mit ihrem Gatten sehr glücklich. Von Religion sprächen sie natürlich nicht. Ihr Mann sei Mitglied der reformjüdischen Gemeinde und noch dazu von drei protestantischen Kirchen, in welchen er monatlich seinen Beitrag bezahle. Als ich dann frug, ob er denn den Sinai-Tempel auch besuche, sagte sie: Ach Gott, Herr Pastor, wir abonnieren auf die Konzerte, die da gegeben werden und besuchen die ziemlich regelmäßig. Dafür sei ihr Mann verschiedene Male am Silvesterabend mit ihr in die Rooster-Kirche gegangen. Sie hätten dort gewöhnlich Pastoren gehabt, die so zartfühlend gewesen wären, die Differenzpunkte nicht zu berühren. Der Unterschied sei ja auch nicht so groß, da wir alle an einen Gott glauben, dieselben Gebote haben, und, was ihrem Manne besonders gefalle, derselbe alttestamentliche Segen auch in unserer Kirche gesprochen werde. Sie entließ mich dann mit einem großen Bouquet der prächtigsten Kamelien für meine Frau, welches von dem Diener im Garten geschnitten wurde. Das waren N. O. Zu-

stände, Gott sei Dank, daß es nun durch den Einfluß frommer Pastoren anders geworden ist.

In New Orleans besorgte ich mit Pastor Kramer auch die Hafenmission, d. h. wir suchten die von Deutschland kommenden Schiffe auf und luden die Mannschaft ein, zum Gottesdienst zu kommen, der in zwei Kapellen, das „untere" und das „obere Bethel" gehalten wurde. Das war eine recht schöne Arbeit, obgleich sie sehr zeitraubend war, da die Entfernungen so groß waren. Im ganzen fanden wir überall freundliche Aufnahme von den Kapitänen, und es war eine Freude, häufig 40—50 Matrosen im Gottesdienst zu haben. Eines Tages kam ich auf einen großen Dampfer. Der Kapitän wies mich an den Steuermann. Dieser war sehr grob und sagte: „Wir freuen uns, einmal in einem freien Lande zu sein, wo wir mit den Pfaffen nichts zu tun haben." Ich frug ihn dann, ob er noch eine Mutter habe; und er frug mich verwundert, was mich das interessieren könne. Ich sagte dann, was diese wohl sagen werde, wenn sie seine Redensarten höre. Da wurde er ganz weich, ging in die Kammer und holte eine schöne Bibel mit Goldschnitt, in welcher mit ungeübter Hand geschrieben stand: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohl gehen." Nun versprach er mir, am Abend ins „Bethel" zu kommen, und brachte sämtliche Matrosen mit. So lange das Schiff im Hafen war, kam er mit seiner Mannschaft in jeden Gottesdienst und ich mußte ihnen an einem Sonntagnachmittag das heilige Abendmahl reichen.

Um jene Zeit besuchte ich ein altes plattdeutsches Mütterchen aus Jöllenbeck, Westfalen. Dasselbe erzählte mir, es gehöre nun so viele Jahre zu der Gemeinde, aber sie hätten immer so „unwis' gelehrte" Pastoren gehabt, die hätten immer gepredigt von Schiller und Goethe, Universum, Washington und anderen so großen Männern, da habe sie als eine schlichte Frau wenig verstanden, denn die Männer habe sie nicht gekannt und sie habe immer gebetet: „Lieber Gott, gib uns doch einmal einen Pastor, der nicht so „unvernünftig gelehrt" ist. Nun predige ich gerade wie ihr Pastor Volkening und wäre auch so groß wie der. Da wollte sie gern ein Dankopfer bringen und eine Stiftung an die Kirche machen. Sie beauftragte mich dann, auf ihre Kosten ein schönes großes „Krüz" (Kruzifix) und zwei silberne Leuchter anzuschaffen.

Im ganzen waren wir recht gern in New Orleans. Die große Hitze des Tages wurde in der Nacht durch die kühle Brise vom Golf abgekühlt, und das Klima war angenehm zu nennen. Die Gemeindeverhältnisse gestalteten sich auch immer schöner.

11. Allerlei Erlebnisse in New Orleans.

Kurz nach meinem Antritt der Gemeinde bekam ich ein Paket von Deutschland. Ich mußte dasselbe im customhouse (Zollamt) abholen. Da ich noch nicht in N. O. bekannt war, bat ich meinen Kollegen, Herrn Pastor Kramer, mit mir zum Zollamt zu gehen. Als wir auf der Kanal-Straße über einen Graben gingen, die dort überall längs der Seitenwege zur Abwässerung sind, begegnete uns ein Trupp Indianer. Wir blieben auf dem Uebergang stehen, um sie zu sehen; dabei tat ich zufällig einen Schritt zurück und fiel in den Graben, daß meine Rückseite im Schlamm lag. Freilich wurde ich gleich herausgezogen, jedoch unter allgemeinem Gelächter der Passanten.

In meiner Gemeinde hatte ich einen braven Mann, der Alligator-Müller genannt. Bei diesem verlebte ich manche angenehme Stunde, denn seine Erzählungen von seinen Jagden auf Alligators (Krokodile) waren höchst interessant. Er ging nur in dunklen Nächten auf Jagd und saß in seinem Schifflein mit einer kleinen Lampe mit Reflektor. So fuhr er auf den stillstehenden Seitenwassern der Mississippi-Arme umher. Die Alligatoren wurden durch sein Licht angezogen, und er schlug dann mit seinem Beil einem solchen Tier zwischen die Augen auf die Stelle, wo sie allein verletzlich sind. Dann fuhr er am Tage hin und zog die so getöteten Tiere ans Land, zog die Haut ab, brach die Zähne aus, welche als Elfenbein Verwertung finden, und schnitt die Moschusdrüse aus, die etwa nur einen Fingerhut voll dieses teuren Stoffes enthielt, das übrige konnte er nicht gebrauchen. Es war eine aufregende, gefährliche Jagd, aber die Haut, Moschus und Zähne brachten einen schönen Gewinn. Einmal hatte Herr Müller ein Krokodilnest mit etwa 40 bis 50 Eiern nach Hause gebracht. Die Eier sind etwas länger wie ein Gänseei, etwas elastisch, daß sie nicht so leicht zerbrechen. Er schenkte mir drei Eier und ich gab die meiner lieben Schwiegermutter. Diese legte sie in ein Kästchen mit Watte und stellte sie fleißig an die Sonne, doch das war verkehrt und sie kamen nicht aus. Herr Müller sagte, wir müßten warten, bis ein Gewitter käme. Aber als ein solches kam, kamen die Krokodile doch nicht zum Vorschein. Ich ging am Abend zu Herrn M., und da holte er einen großen eisernen Topf, in welchem seine Eier im Stall aufbewahrt standen, und richtig, seine Eier waren fast alle am aufbrechen. Interessant war es, zu sehen, wie die Tiere mit dem breiten Maule in der Oeffnung bohrten, dann halb herauskrochen, vor Erschöpfung eine Zeitlang ruheten und dann schließlich das Ei verließen. Fast einen Fuß waren sie dann lang.

Ferner sah ich, wie große Alligatoren für Hagenbeck in Hamburg verpackt wurden. Die Gehilfen hatten eine große Fertigkeit darin, den Bestien eine kupferne Schlinge über den Kopf zu werfen. Dann wurde das Maul mit diesem Draht so fest umwunden, bis es eine unförmliche Masse schien. In diesem Zustande wurden dann die Tiere, worunter Exemplare von 14 Fuß Länge waren, in eine lange enge Kiste eingepackt und eingenagelt. Der Draht blieb um den Rachen gewickelt, bis sie in Hamburg ankamen. Diese Behandlung schützte sie jedenfalls vor Seekrankheit.

---

12. Pastorat in Quincy, Illinois, an der evangelischen Salems-Gemeinde (1882—1893) und zweite Deutschlandreise. (1888.)

Zu jener Zeit starb in Quincy (im Staate Illinois) mein alter Freund Simon Kuhlenhölter, der zweiundzwanzig Jahre dort die Salems-Gemeinde bedient hatte. Er bekam in der Kirche einen Schlaganfall und erholte sich nicht mehr. Da bekam ich von jener Gemeinde einen Ruf, ohne Probepredigt, und sah in der einstimmigen Wahl einen Ruf vom Herrn. Es war freilich keine leichte Sache, der Nachfolger dieses von Gott so hoch begnadigten und reich begabten Gottesmannes zu werden. Dazu war er ein Original, wie es nur selten eins gibt, und ein Mann, der es verstanden hat, sich vom Schäfer zum Theologen und bedeutenden Prediger dieses Landes emporzuarbeiten. Ich mußte natürlich alles ganz genau so machen, wie er es gemacht hatte, sonst war es nicht recht, denn in der Gemeinde waren viele ähnliche Originale, wie ihr Seelsorger und Landsmann es gewesen war. Nun hatte er neben den zwei Sonntaggottesdiensten auch Mittwochs und Freitags Abendgottesdienst und Donnerstags Missionsverein, wo der Pastor den 20—30 Frauen, die zum Nähen kamen, vorzulesen hatte. Die Kirche war, resp. ist eine der schönsten in der Synode mit einem 230 Fuß hohen Turm, 1200 Sitzplätzen im oberen Raum (für die Hauptgottesdienste) und 600 im Erdgeschoß für die Wochengottesdienste. Der liebe Gott half, daß ich die Arbeit elf Jahre lang verrichten konnte. Die vielen Leichen wurden alle in die Kirche gebracht, und ich mußte erst im Hause, dann in der Kirche und dann am Grabe reden. In der Karwoche war jeden Abend Gottesdienst und ich mußte in dieser Zeit neunmal predigen und in drei Abendmahlsfeiern, Palmsonntag, Karfreitag und Ostern, etwa 800 Personen das heilige Abendmahl austeilen. Da so

Evang. Salems-Kirche, Quincy, Ill.

viele Farmer zu meiner Gemeinde gehörten, die wegen der großen Entfernung selten zur Kirche kommen konnten, predigte ich mehrere Jahre elf Meilen von der Stadt in einer englischen Kirche am Nachmittag, mußte aber um 7 Uhr wieder in Quincy sein zum Abendgottesdienst. Diese neue Gemeinde, welche sich nach einigen Jahren abzweigte und eigene Kirche und Pfarrhaus baute, hat mir viel Freude, aber auch Mühe, Arbeit und Aerger bereitet, da die Muttergemeinde sie nicht entlassen wollte.

In Quincy wurde mir eine außerordentliche Freude zuteil, da uns im Jahre 1885 unser Sohn geboren wurde, nachdem wir schon sechs Töchter hatten; wir nannten ihn dann auch Samuel, d. h. der von Gott Erbetene. In Quincy fehlte es nicht an mancherlei Anregung, da zuerst einer und später zwei Synodalpastoren unsere Amtsnachbarn waren, mit denen wir recht angenehmen Verkehr hatten.

Unser Herr Generalsuperintendent (Synodalpräses), Pastor Zimmermann, war schon jahrelang verwitwet, und ich hatte die Witwe meines seligen Vorgängers, Frau Pastor Kuhlenhölter, in meiner Gemeinde, die äußerst taktvoll als Pfarrerswitwe ihres Mannes Amtsnachfolger gegenüber stand. Da war es uns eine herzliche Freude, wie Herr Pastor Zimmermann sich mit derselben verlobte und sie heiratete. Ich mußte das Paar trauen, und da meine beiden Quincier Amtsbrüder mit auf der Hochzeit waren, wollten wir gern ein gemeinschaftliches Hochzeitsgeschenk machen. Wir kauften in der Kunsthandlung das große Chromobild: Luther vor dem Reichstage zu Worms, ließen einen breiten Goldrahmen darum machen und, mit unseren Visitenkarten versehen, direkt nach St. Charles an die Adresse der Eheleute absenden, um ihnen das lästige Danken zu ersparen. Der Kunsthändler machte zu Neujahr Bilanz in seinen Büchern und fand zu seiner Verwunderung, daß das Bild zweimal bezahlt war. Er rief mich und fragte, wie das sei. Ich sagte, ich hätte das Bild mit zwanzig Dollars bezahlt und hätte die Quittung zu Hause. Wenn das Bild zweimal bezahlt sei, dann hätten sie jedenfalls einen Irrtum gemacht. Er rief den Buchhalter, dieser den Geschäftsführer, dieser den Kommis, dieser den Verpacker. Letzterer erinnerte sich, daß er damals die Rechnung nach St. Charles mit eingelegt habe. So hatte der Herr Präses sein Hochzeitsgeschenk selbst bezahlt und acht Monate lang im Zimmer hängen, ohne zu wissen, daß dasselbe ein Geschenk sei. Als wir uns einige Monate später trafen, fragte ich ihn, was er und seine liebe Frau denn wohl ge-

dacht hätten von dem „fraglichen" Geschenk, das sie selbst bezahlt hätten. Da lachte er und sagte, er habe immer gesagt: „Laura, hier waltet ein Mißverständnis ob, das sich schon aufklären wird," und würde es sich nicht aufgeklärt haben, so hätten sie es doch immer als ein Andenken an den schönen Hochzeitstag und die angenehmen Stunden betrachtet.

Einst hatte ich am Palmsonntag achtzig Konfirmanden vor dem Altar sitzen. Ich erzählte in der Konfirmationsrede von Pastor Strauß in Iserlohn an der Bauernkirche, wie dieser einmal fünfzig Konfirmanden einsegnen mußte und dann mit dem Herrn gerungen, wie einst Abraham mit dem Engel, er möge doch alle fünfzig retten, dann vierzig, dann dreißig u. s. w., und habe zuletzt gerufen: „Ich habe mich unterwunden, mit dir zu reden, und wenn du von allen klagen mußt: 'Sie haben nicht gewollt,' eine Seele mußt du mir geben!" Wie dann nach siebzig Jahren ein Pastor in Iserlohn, der diese Geschichte nicht kannte, von einem alten Mütterchen gerufen wurde, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Auf sein Befragen, was sie für Hoffnung habe in der Sterbestunde, habe sie ihm fröhlich geantwortet: „O, ich werde selig!" Sie habe seit ihrer Konfirmation täglich gebetet: „Herr, laß mich die Eine sein!" Was aus den übrigen Konfirmanden geworden sei, wisse sie nicht, aber das wisse sie, daß sie die eine Seele sei! So sei sie denn ohne Todesfurcht recht selig entschlafen. — Am Tage nach der Konfirmation kam ein sehr eleganter Herr ins Pfarrhaus und erzählte mir, er sei auf der Reise von Chicago nach Florida. Er sei leider in Amerika unkirchlich geworden, nicht aus Prinzip, sondern im Drange der Verhältnisse. Nun sei er gestern morgen, vom schönen Wetter gelockt, spazieren gegangen und an die schöne Salems-Kirche gekommen. Da er die Orgel gehört, sei er eingetreten und habe zu seiner großen Verwunderung die Geschichte von seinem Großvater gehört, die ihm unbekannt gewesen sei. Das sei ihm so interessant gewesen, und nun möchte er mich bitten, ihm sein Söhnlein zu taufen. Ich nahm mein Kirchenbuch, um die Taufe einzutragen. Dann bat er mich, zwei Taufscheine auszustellen, einen für sich und einen für seine Mama in Deutschland. Es sei Tradition (Gebrauch) in ihrer Familie, daß sie sechs Taufzeugen nähmen, von diesen seien aber vier in Deutschland. Als er mir nun die Taufpaten nannte, war darunter mein Vetter, Emil Weierbusch. Ich sagte nichts, holte aber unser Album und zeigte ihm dessen Bild. Da rief er aus: „Aber, ich bitte Sie, Herr Pastor, wie kommen Sie zum Bilde meines Onkels? Die Frau Weierbusch ist ja

die Schwester meiner Mama, eine geborene Freiin von der Heidt." Am Nachmittag kam mein lieber Schwiegersohn, Pastor Kamphausen, und ich nahm ihn mit auf diese interessante Kindtaufe. Da zeigte uns Herr St. sein Album und Pastor Kamphausen fand darin einen Busenfreund, mit dem er im theologischen Studenten-Konvikt zu Halle an der Saale auf einer Stube gewohnt hatte, und der nun als Divisionsprediger in Stettin stand. Dieser Pastor Brüning hatte Herrn St's Schwester geheiratet, als Herr St. schon ausgewandert war und er kannte seinen Schwager nicht persönlich. Nun mußte Kamphausen ihm von dem erzählen. Er war nämlich erst ein Jahr vorher von Deutschland zu mir nach Quincy gekommen, mit sehr guten Empfehlungen von Generalsuperintendent Baur und vielen prominenten Pastoren am Niederrhein, wo derselbe schon einige Jahre als Hilfsprediger gedient hatte. Nun war zwölf Meilen von Quincy eine kleine Gemeinde, die bisher von der altlutherischen Synode bedient worden war, aber gern einen evangelischen Pastor haben wollte. Da kam Pastor Kamphausen mir sehr gelegen und er wurde von jener Gemeinde, Fowler, gewählt. Da er uns häufig besuchte, lernte er unsere Tochter Laura kennen und gewann sie lieb, und sie ward sein Weib. Es war dann für uns recht angenehm, die erste verheiratete Tochter so in der Nachbarschaft zu haben.

Im Jahre 1888, dem sogenannten Drei-Bretzel-Jahr oder auch in viel ernsterem Sinne Drei-Kaiser-Jahr genannt, feierte mein teurer Bruder Heinrich in Barmen das Fest seiner silbernen Hochzeit und lud mich dazu ein. Da meine Nerven so angegriffen waren, und unser Hausarzt, Doktor Schmidt, mir eine Erholungsreise dringend verordnet hatte, bewilligte meine Gemeinde mir den nachgesuchten Urlaub, und Herr Pastor Bechthold erbot sich, die Gemeinde so lange zu bedienen. So machte ich mich nach Ostern mit meiner lieben Frau, dem dreijährigen Samuel, meiner Schwiegermutter Frau Grabau, dem benachbarten uns befreundeten Pastor Westermann und Fräulein Merten aus Quincy, auf die Reise. In Newark schloß sich uns mein alter Freund, Herr Röber aus Wisconsin, an. Von dieser Reise ließe sich nun viel erzählen, da sie jedoch verlief, wie alle Europareisen, will ich nur den Gang der Reise beschreiben. Von Bremen reisten wir nach Herford, Schötmar, Bielefeld und Gütersloh. Von dort nach Barmen, wo am 20. Mai die silberne Hochzeit im Familienkreise, der freilich sehr groß ist, am Schwelmer Brunnen gefeiert wurde und am 21. vom Fabrikpersonal ebendaselbst. Nach dem Feste fuhren wir mit Rundreisebillet

und machten folgende Stationen: Soest, Hamm, Gütersloh, Bielefeld, Herford, Hannover, wo mein Schwager Grabau wohnte. Dann ging's nach Berlin-Potsdam. Dort waren wir Gäste des Grafen Ed. Pückler und des Oberforstrats Baron von Rothkirch, die uns persönlich die Sehenswürdigkeiten von Berlin-Potsdam zeigten. Dann über Magdeburg nach Cassel, wo wir das Lutherfestspiel sahen. Hier wurden wir von Pastor Westermann abgeholt und waren einige Tage in seiner Heimat Hersfeld. Dann fuhren wir über Fulda, Wetzlar nach Limburg zu meinem Schwager, Justizrat Nemmich. Von hier machten wir einen Abstecher zu meinem alten Freund und Lehrer Pastor W. Mohn. Dann reisten wir nach Ems, Oberlahnstein zum Niederwalddenkmal, dann nach Wiesbaden, und von dort nach Mainz, Worms und nach Heidelberg zu meinen Freunden Professor Samuel Brandt und Louis Werner. Nach Lahr zu meinem alten Freunde Direktor Brandt kamen wir nicht, da der dreijährige Samuel ein großes Hindernis für meine liebe Frau war, und sie reisemüde wurde. Die Rückreise machten wir die Bergstraße hinunter über Darmstadt nach Frankfurt, dann die Talfahrt von Mainz auf dem Rhein nach Bonn-Godesberg zu Dr. Fabri und bestiegen das Siebengebirge. Dann noch nach dem heiligen Köln und dann zurück nach Barmen. Von hier aus machten wir mehrere Besuche in Duisburg bei dem lieben alten Direktor Engelbert, meinem zweiten Vater. Von dort nach dem lieben Neukirchen zum Grabe des alten Pastors A. Bräm, in dessen Hause ich meine schönsten Kinderjahre verlebt hatte. Der alte Bürgermeister Haarbeck lebte damals noch, und ich traf drei seiner geistlichen Herrn Söhne dort. Vor meiner Heimreise fuhr ich mit meinem Bruder Heinrich nach Bochold an der holländischen Grenze, um die Gräber unserer Eltern zu besuchen. Es war ein wehmütiger Besuch, denn wir konnten die Gräber nicht wieder finden, da nach der dortigen Sitte keine Familiengrüfte waren, sondern der Reihe nach beerdigt wurde und nach einer gewissen Anzahl von Jahren die Gräber zu neuen Beerdigungen benutzt werden. Jedoch besuchten wir die Kirche, die Häuser, in welchen die Eltern gestorben waren, die Plätze, wo wir gespielt hatten, fanden auch noch einige Spiel- und Jugendfreunde, die aber auch uns nicht wieder kannten. Sonst war uns die Stadt recht fremd geworden.

In Westfalen kam ich zu der uns befreundeten und verwandten Familie Weihe auf Haus Gohfeld bei Loehne. Herr Weihe war zu einer großen Bauernhochzeit von seinen Nachbarn eingeladen und bat

mich, ihn zu begleiten, da der Bräutigam ihn ersucht habe, mich mitzubringen. Die Trauung war in der Kirche gewesen, und die Hochzeitsgäste saßen auf der großen Diele. Ein Verwandter des Bräutigams saß in der Kammer in Berlin und war zur Feier des Tages herübergekommen und hielt eine plattdeutsche Rede. Am Schlusse sagte er, daß sie entschuldigen möchten, daß er plattdeutsch geredet habe. In Berlin müsse er hochdeutsch sprechen und könne das auch, aber er wisse, seine Landsleute verständen ihn besser, wenn er plattdeutsch mit ihnen rede. Nun komme ein amerikanischer Pastor und solle ihnen aus Amerika erzählen. Herr Pastor Kuhlo sen. machte dann den Vorschlag, zur Abwechselung eine Tasse Kaffee zu trinken und ein Lied aus der Missionsharfe zu singen. Darauf kam der junge Ehemann und sagte: „Herr Pastor, wenn Sie nun die Leute was erzählen wollen, wird sie das lieb sein." Da nahm ich den Platz ein, den mein plattdeutscher Vorredner inne gehabt hatte und begann:

„Mine leiwe Landslüe! Ik heb mi vorhen en beten verjagt, dat Herr Abgeorneter S. seggt hät, wenn ji et verstohn schöllt, möt man plattdütsch spreken. Ik kann auk plattdütsch, aber wenn ik plattdütsch spreke, dann is et mi wie den lüttken König David, als he Saul sine iserne Bücksen anhadde. Do kann he wohl laupen, aber et woll doch nich recht gohn, bis dat he sine eigene Bücksen weder anhadde. Wann ik nu enen gratermatischen (grammatikalischen) Fehler make, dröft ji dat so knappe nich nehmen."

Dann habe ich ihnen wohl eine Stunde lang von Amerika berichtet und konnte dann den Leuten viel erzählen von ihren Verwandten in Amerika. Ich erzählte unter anderem, daß aus den vier Gemeinden, Bergkirchen, Schnathorst, Hüllhorst und Gohfeld seit der Reformationszeit nicht so viel Jünglinge in den Dienst der Kirche getreten seien, wie aus meiner einen Gemeinde zu Hoyleton, die ja ganz aus jener Gegend stamme. Ich hatte dann eine Liste von den jungen Leuten und las die Namen vor. Als ich aber dann einen lieben Pastor nannte, der eines armen Tagelöhners Sohn aus Schnathorst war und jetzt Superintendent (Distriktspräses) in Amerika, fragte ein alter Mann aus der Versammlung: „Herr Pastor, haben Sie den Karl auf dem Stuhle (Kanzel) gesehen?" Als ich dieses bejahte, antwortete er: „Nu will ik dat läuben." Nachher fragte Pastor Kuhlo, wo ich das „elegante" Plattdeutsch gelernt habe, und ich ihm sagte: „In Amerika," wollte er das nicht glauben, und sein Hilfsprediger sagte, ich habe von gramma-

tikalischen Fehlern gesprochen. Ob es denn eine plattdeutsche Grammatik gebe. Ich sagte ihm, man müsse sich diese selbst machen und für den Dativ den Akkusativ und für den Akkusativ den Dativ setzen. Den rechten Schmelz und die feinen Nüancen der plattdeutschen Sprache könne man jedoch nur durch praktische Uebungen sich aneignen.

(Hier möge folgender Zusatz vom Herausgeber Platz finden: Die vier Gemeinden Bergkirchen, Schnathorst, Hüllhorst und Mennighüfen feierten damals ihr gemeinschaftliches Missionsfest im Freien bei Krachts Hofe zu Kümmerdingsen, das zwischen Hüllhorst und Schnathorst liegt. Während Pastor von Ragué nun predigte und von den kirchlichen Verhältnissen ihrer nach Amerika ausgewanderten Landsleute erzählte, setzte allmählich ein gelinder Regen ein. Jedoch wich niemand von seinem Platze, trotzdem nur wenige Schirme vorhanden waren. So interessierten die Erzählungen des Redners die Zuhörer. Da unterbrach sich Pastor von Ragué in seiner Rede und meinte, er solle wegen dem Regen wohl schließen. Aber sofort erhob sich ein älterer Mann und sagte: „Wenn Sie der Regen nicht stört, so erzählen Sie nur weiter, die Leute hören gerne noch zu und sind das Wetter gewöhnt!")

Im August reisten wir wieder heim. Jedoch sollte mir vor der Abreise eine ungeahnte Ehre zuteil werden. Der Generalsuperintendent Baur hatte in der Gemeinde Wupperfeld Kirchenvisitation gehalten, und am Abend war bei Pastor Const. Frick große Pastorentafel, zu der nur Geistliche geladen waren. Da mein Bruder Heinrich Kirchmeister war, wurde er als der einzige Laie auch geladen, und da ich Heinrichs Bruder war, ging es wohl nicht gut anders, als mich mit einzuladen, da ich auch sonst mit Pastor Frick, der Heinrichs Nachbar war, viel verkehrte. So wurde mir die Ehre zuteil, an diesem großen Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Wie es zur Tafel ging und auf jedem Teller der Name des betreffenden Gastes lag, mußte der Generalsuperintendent natürlich den Vorsitz und Ehrenplatz einnehmen. Superintendent K. Krummacher saß zu seiner Rechten. Nach der Rangordnung bildete ich als Fremdling den Schwanz und mußte nun als Letzter der Tafelrunde zu meinem Schrecken zur Linken des Kirchenfürsten sitzen. Ich stand bescheiden im Hintergrund des Speisesaals und als der Gastgeber mir meinen Platz anweisen wollte, weigerte ich mich, denselben einzunehmen und sagte, ich komme mir vor, wie Saul unter den Propheten. Da rief Baur: „Ich habe gleich gesehen, daß Sie der Saul sind, denn Sie

sind eines Hauptes länger wie wir." Ich sagte dann, ich sei nur ein amerikanischer Kolonistenpastor. Baur antwortete: „Und ich bin der Bauer, dann gehören wir ja zusammen." Ich bat dann, mich zu entschuldigen, ich könne den Ehrenplatz nicht einnehmen und den Generalsuperintendenten nicht unterhalten, denn ich habe eine schwere Zunge. Baur sagte dann: „Nun, bitte, machen Sie keine Umstände, ich will Ihr Aaron sein." Es sei mein Platz kein Ehrenplatz, sondern der unterste Platz an der Tafelrunde. Nach dem Essen machte Superintendent Krummacher den Vorschlag, am Abend keine wissenschaftlichen oder kirchlichen Fragen zu behandeln, sondern in gemütlicher zwangloser Form solle jeder aus seiner ersten Amtserfahrung etwas mitteilen. Nun mußte Baur den Anfang machen und dieser berichtete in seiner humorvollen, geistreichen Weise, daß er, nachdem er die Universität verlassen und seine Examina gemacht habe, lange habe müßig am Markte stehen müssen. Da sei endlich ein Schreiben vom Konsistorium in Darmstadt gekommen. Im Odenwald sei ein alter rationalistischer geistlicher Herr, der sein Amt nicht mehr verwalten könne, sich aber beharrlich weigere, sein Amt niederzulegen. Nun habe das Konsistorium beschlossen, diesem alten Herrn gegen dessen Willen den Kandidaten Baur als Hilfsprediger zu senden. Er solle sich in Darmstadt dem Konsistorium vorstellen. Als ihm dort seine Vokation eingehändigt worden sei, habe der geistliche Rat ihn mit den Worten entlassen: „Der Herr schenke Ihnen viel Weisheit und Geduld." Baur habe gedacht: Weisheit habe ich auf der Universität und Geduld in der langen Wartezeit gelernt; und sei frohen Mutes mit der Post in den Odenwald gefahren. Dort sei ein einsames Dörflein mitten im Walde das Ziel seiner Reise gewesen. Nachdem er die Post verlassen, sei er zum Pfarrhaus, das unter großen Bäumen neben der Kirche gelegen, geeilt und habe die Hausglocke gezogen. Eine alte Magd öffnete die Tür und fragte nach seinem Begehren. Er übergab seine Karte und mußte draußen vor der Tür warten, bis sie nach einiger Zeit wieder kam und mit den unfreundlichen Worten: „Der Herr Kandidat sollen auf sein Zimmer gehen," ihn auf ein freundliches, aber sehr primitiv eingerichtetes Dachkämmerlein führte. Er bat sich Wasser zum Waschen aus, wechselte seine Kleider, machte Toilette und hatte von der Reise einen riesigen Hunger mitgebracht; aber keine Erfrischung wurde ihm gereicht. Endlich rief die Magd zum Mittagessen. Im Speisezimmer saßen die beiden „Altertümer," der Herr und die Frau Pfarrer. Nachdem er sich vorgestellt

hatte, wurde ihm ein Platz angewiesen. Doch das Benehmen der Pfarrersleute verriet, daß das alte Pärchen ihn für einen Eindringling in ihre stille Klause hielt, denn sie sprachen fast kein Wort mit ihm. So ging es fort bis Samstag. Da faßte er sich ein Herz und fragte: „Gestatten Sie, daß ich morgen für Sie predige?" Antwort: „Das kann ich selbst." So vergingen etwa vierzehn Tage. Da konnte B. es nicht mehr aushalten und warf sich auf seine Kniee und betete: „Herr, gib mir ein anderes Arbeitsfeld oder den Schlüssel zu den alten, verrosteten Herzen." Da wurde er zu Tisch gerufen. Die Frau Pfarrer hatte Kartoffelklöße gekocht und diese waren B's. Lieblingsspeise. Da habe er sich ermannt und gefragt: „Würden mir die Frau Pfarrer einen großen Gefallen tun?" Antwort: „Wenn es sein muß." Nun habe er ihr erzählt, seine Mama koche auch Kartoffelknödel. Doch seien dieselben nicht halb so schmackhaft wie die der Frau Pfarrer. „Würden Sie so freundlich sein und mir das Rezept geben für meine Mama?" Darauf habe sie ganz freundlich gesagt: „Ei, warum denn nicht. Herr Vikar, bitte, dürfte ich Ihren Teller noch einmal haben?" Dann habe sie ihm noch einen kolossalen Kloß auf den Teller gelegt. Er aber sei so glücklich gewesen, daß, obgleich er bereits Menschenmögliches im Kloßessen geleistet, er diesen auch noch bezwungen habe. Nach aufgehobener Tafel sei die Frau Pastor mit Feder und Tinte zu ihm gekommen und habe gesagt: „Herr Vikar, Sie sehen, wie ich zittere und nicht schreiben kann. Wollen Sie gütigst schreiben, wenn ich diktiere." Nun mußte er schreiben: „Man nehme auf eine Person zwei dicke Kartoffeln und setze sie mit kaltem Wasser aufs Feuer. Nun schneide man Brot in viereckige Würfel und röste dieses in einer Kasserolle (Pfanne), bis es braun wird, dann reibe man die Kartoffel," u. s. w. Einer der Herren lachte dann und sagte: „Herr Generalsuperintendent, an Ihnen ist ein ausgezeichneter Koch verloren gegangen." Doch antwortete er: „Brüder, es ist wohl keiner ungeschickter in der Küche als ich. Ich kann wohl beurteilen, ob eine Speise gut schmeckt, aber wie sie zubereitet wird, davon habe ich nicht die blasse Idee. Doch dieses Rezept vergesse ich nicht, solange ich lebe. Ich bedankte mich dann und schickte das Rezept an meine Mama mit der Bitte, sich selbst bei der Frau Pfarrer zu bedanken. Und, Brüder, der Schlüssel war gefunden. Von dieser Stunde war ich Kind im Hause. Ich durfte nach Herzenslust predigen. Mit mütterlicher Sorgfalt stopfte die alte Dame meine Strümpfe, flickte meine Wäsche und sorgte für alle meine Bedürfnisse. Wollte ich einen Gang

in die Gemeinde tun, stand sie schon mit Shawl und Handschuhen in der Vorhalle, um mich einzuhüllen; und kam ich zurück, fand ich trockene Strümpfe und gewärmte Pantoffeln. In Berlin als Hofprediger habe ich nicht so viel Liebe erfahren, wie bei den alten Leutchen. Tiefe christliche Erkenntnis haben sie wohl nicht mehr bekommen, aber ich glaube: 'Es hat gelangt.' Es wird mir diese erste Amtserfahrung eine der lieblichsten Erinnerungen meines Lebens sein."

Nun, amerikanischer Bruder, bitte aus der ersten Amtserfahrung! Ich sagte in meiner Einleitung, ich sei in der Tat in Verlegenheit, etwas Interessantes zu berichten. Doch sei ich durch die Anwesenheit des Herrn Generalsuperintendenten an einen Tadel erinnert worden, den ich mir einmal von unserem amerikanischen Generalsuperintendenten zugezogen habe. Ich sei im Jahre 1864 von der Evangelischen Synode nach dem nördlichen Wisconsin gesandt, um dort im Urwald die Deutschen aufzusuchen und Gemeinden zu sammeln. Ich fand dann auch drei verschiedene Ansiedelungen. In der einen waren Darmstädter, in der anderen Hunsrücker und in der dritten Sachsen. Nachdem ich in diesen Ansiedelungen, die acht Meilen von einander entfernt waren, und die Wege, im Urzustande, nur schwer zu passieren waren, eine Zeitlang gewirkt hatte, kam das Weihnachtsfest, und die Leute wünschten, das heilige Abendmahl zu feiern. Die Sachsen wohnten am weitesten. Die biederen Sachsen baten mich, beim Abendmahl ihnen kein Brot, sondern Hostien zu reichen. Ich sagte ihnen, ich würde ihnen herzlich gern Hostien geben, aber ich hätte keine und wüßte auch nicht, wie ich dieselben im Urwalde beschaffen solle. Darauf erboten sich die Farmer, Hostien und Wein mit aus der Stadt zu bringen. Nun fuhren sie in die Stadt S. und baten den lutherischen Pastor um Ueberlassung der Hostien. Da sie ihm mitteilten, daß ich das Abendmahl austeilen werde, weigerte er sich, da ich uniert sei und nicht die „reine Lehre" habe. Nun waren die Farmer in Not, und da man in den amerikanischen Apotheken alles mögliche bekommen kann, fragten sie in der Apotheke nach Hostien. Der Apotheker war aber ein ausgewanderter Freischärler von Anno 1848, sonst ein geachteter Mann, aber ein Feind der Kirche. Dieser bestellte die Farmer auf den Nachmittag, bis dahin wolle er Hostien anfertigen. Dieser machte nun Hostien, die bitter schmeckten und verkaufte sie den Farmern in einer Rolle. Als ich nun Weihnachten bereits in zwei Ansiedelungen das heilige Abendmahl ausgeteilt hatte und zu den Sachsen kam, dämmerte es schon in dem Schulhause, denn Kirchen waren noch

nicht vorhanden. Ich predigte gleich und hernach hatte ich keine Zeit mehr, die Hostien zu untersuchen. Es war eine große Kommunion, da die Leute in Amerika das heilige Abendmahl noch nicht empfangen hatten. Als die Feier vorüber, und der Segen gesprochen war, kam ein Farmer und sagte: „Herr Pastor, die Hostien waren aber sehr bitter." Als ich dann eine versuchte, machte mir die Sache damals viel Not und ich hatte darüber manche schlaflose Nacht. Nach Pfingsten kam dann unser Generalpräses Baltzer zu einer Kirchenvisitation. Da schüttete ich dem alten väterlichen Herrn mein beschwertes Herz aus und berichtete ihm die Hostiengeschichte in der Voraussetzung, daß er sagen würde: Sie konnten ja nicht dafür. Doch, wie erschrak ich, als er sagte: „Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Wie konnten Sie das heilige Abendmahl austeilen, ohne die Elemente zu untersuchen."

Da fragte Baur: „Was gaben Sie ihm denn für eine Antwort?" Ich sagte: „Gar keine." „Aber was dachten Sie denn?" Ich sagte: „Sie gestatten mir wohl, Ihnen die Frage nicht zu beantworten, denn Sie sind ja auch Generalsuperintendent." Nun wollte er es aber erst recht und durchaus wissen, und versprach mir, die Antwort nicht übel nehmen zu wollen. Da sagte ich, daß ich gedacht hätte: Du bist ein Generalsuperintendent, ein weiser Mann, ein kluger Mann, ein Kirchenfürst und frommer Mann, aber eins kennst du offenbar noch nicht, was es heißt, auf bodenlosen Wegen, im tiefen Schnee, im Urwald Wisconsins in den kurzen Wintertagen in drei so weit von einander entfernten Gemeinden zu predigen, Beichte zu halten, das Abendmahl austeilen und dann jedesmal die Elemente untersuchen.

Nun sagte der Generalsuperintendent unter allgemeiner Heiterkeit: „Sehen Sie, meine Herren, ein Generalsuperintendent weiß hüben und drüben nicht alles und bedarf der gütigen Nachsicht." Er schien mir sehr wohlwollend zu sein, bat mich nachher ihn ins Vereinshaus zu begleiten, wo er logierte und erklärte, daß er kaum glauben könne, daß ich 25 Jahre in Amerika gewesen sei, da ich mit den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands so bekannt sei, als wäre ich immer dort gewesen. Als ich vom Vereinshaus zu Pastor Frick zurückkam, waren die meisten Pastoren noch versammelt und kalkulierten, was der General wohl mit mir zu verhandeln habe und meinten, er habe mir eine Gemeinde in der Rheinprovinz angeboten. Ich sagte den Herren, daß Baur mir keine Gemeinde angeboten, ich auch jedenfalls auf eine solche Offerte dankend verzichtet haben würde, denn in Amerika hätte ich eine der größten

Stadtgemeinden und schönsten Kirchen in der Synode, während er mir in der Rheinprovinz höchstens ein Plätzlein in einem verborgenen Winkel auf dem Hunsbrück, in der Eifel oder dem Westerwald würde angeboten haben.

Eine schöne Reise war es, die wir nach Deutschland machen durften, um die Geschwister noch einmal zu sehen, hatten aber keine Ahnung, daß dieselben so bald heimgerufen würden. Der erste war mein Bruder Karl, der an einer Blutvergiftung in Gotha starb; dann meine Schwester Louise, Frau Justizrat Nemnich in Limburg an der Lahn und zuletzt im Jahre 1897 mein lieber ältester Bruder Heinrich, unser Familienhaupt, in Barmen. So bin ich allein übrig geblieben, da meine jüngste Schwester als Frau Superintendent Berger in St. Louis gestorben war.

Die Reisegesellschaft traf in Bremen wieder zusammen, wo Pastor Westermanns Braut, Fräulein Eisenberg, sich uns anschloß. Wir reisten dann über New York und Niagara Falls zurück und fanden in Quincy die Gemeinde in bester Ordnung. Auch meine liebe Schwiegermutter, Frau Grabau, die mit uns nach Deutschland gereist war, um drüben zu bleiben, kam doch wieder mit uns zurück. Meine Nerven hatten sich aber durch diese Reise doch nicht in der Weise gestärkt, um die Arbeit in der Salems-Gemeinde fortzusetzen. Die nervösen Kopfschmerzen, die mir vorher so viel Not machten, hatten freilich nachgelassen, aber ich sah mich im Jahre 1893 genötigt mein Amt an der Gemeinde nach elfjähriger Führung niederzulegen.

---

13. Missionsarbeit in Belleville, Illinois. (1893—1898.)

Es war schwer für mich und meine abgearbeiteten Nerven ein geeignetes Arbeitsfeld zu finden. Unser Hausarzt, Doktor Schmidt, sagte mir, wenn ich eine große Gemeinde bediene, würde ich bald ganz untauglich sein; wenn ich aber eine kleine Gemeinde bediene, wo ich zu wenig Arbeit habe, würde ich mich ganz unglücklich und nicht befriedigt fühlen und über mein Nervenleiden nachdenken. Da kam eine Anfrage von dem Vorsitzer des Süd-Illinois-Missionskomitees, ob ich nicht in meinen alten Tagen noch einmal Mitsonsarbeit übernehmen wolle. Ganz nahe vor den Toren von St. Louis liege die katholische Bischofsstadt Belleville auf der anderen Seite des Mississippi. In St. Louis waren bereits etwa zwanzig deutsch-evangelische Gemeinden und in

Belleville noch keine, obgleich die Synode verschiedene Male die Gründung einer Gemeinde in Angriff genommen habe. Jedoch waren diese Versuche immer fehlgeschlagen. Ich antwortete der Behörde, daß ich ein alter kranker Mann sei und nicht mehr die Beweglichkeit besitze, die zur Missionsarbeit erforderlich sei. Dazu habe ich eine Familie und könne nicht mehr mit Frau und Kindern, wie früher in Wisconsin, fasten und leiblich mich bereiten. Antwort: Nachdem die jüngeren Arbeiter die Arbeit als hoffnungslos aufgegeben, wolle die Synode es mit einem älteren, erfahrenen Missionsarbeiter versuchen. Die Synode garantiere mir meinen Lebensunterhalt! — So zog ich denn im Jahre

Evang. Christus-Kirche, Belleville, Ill.

1893 nach Ostern nach Belleville. Die Mama und die kleinen Kinder brachte ich zu meinem Schwager, Pastor F. Grabau, nach Altheim, Mo. Meine beiden Töchter Elise und Betty nahm ich mit, um in Belleville eine Wohnung zu suchen. Als wir in B. am Bahnhof abstiegen, fragten die Mädchen: „Wohin nun?“ und als ich sagte, daß ich das nicht wisse, da wir erst eine Wohnung suchen müßten, da weinten sie und Elise klagte: „Nun sind wir so weit gekommen, wie die Vögel unter dem Himmel, die doch wenigstens ihre Nester haben.“ Jedoch war ich daran gewöhnt, denn ich hatte nur in Hoyleton und Quincy ein Pfarrhaus vorgefunden, sonst überall erst ein solches mieten müssen, bis ich

mir eins gebaut hatte. Wir fanden jedoch bei der Witwe des Pastors Bode, die in B. ihren Wohnsitz hatte und jahrelang um eine evangelische Gemeinde gebetet hatte, freundliche Aufnahme, bis wir eine geeignete Wohnung fanden, die freilich sehr beschränkt war und dabei 15 Dollars per Monat kostete. Belleville hatte viele Jahre aus zwei Städten bestanden, aus dem eigentlichen Belleville und West-Belleville, die durch den Richland Fluß getrennt waren, und jede ihre eigene Stadtverwaltung hatten. In dem eigentlichen Belleville waren bereits etwa ein Dutzend Kirchen, aber keine evangelische und in West-Belleville, obgleich es 5000 Einwohner zählte und fast ganz deutsch war, befand sich nur eine Kirche (Mormonen). Es gibt wohl sonst zwischen dem Atlantischen und Pacific Ozean keine Stadt von 5000 Einwohnern ohne verschiedene Kirchen und Gemeinden. (Wer von dort überhaupt noch zur Kirche gehen wollte, ging hinüber nach Belleville.) Nun waren die beiden Städte seit einer Reihe von Jahren vereinigt (zusammen 20,000 Einwohner), aber West-Belleville war in kirchlicher Hinsicht ganz vernachlässigt, und auch die Katholiken hatten damals noch keine Kirche dort. Ich hatte deshalb mir West-Belleville als Wirkungskreis ausgesucht. Bei meinen ersten Hausbesuchen wurde ich vielfach ausgelacht, daß ich es wagen wollte, in West-Belleville eine Gemeinde zu sammeln. Es handelte sich zunächst um ein Lokal für den Gottesdienst. Nach langem, vergeblichen Suchen wurde ich auf eine Halle aufmerksam gemacht, die über dem Brandspritzenhause (fire department) sei. Diese war bereits vermietet an einen Klub junger Männer zu geselligen Zusammenkünften. Ich begab mich eines Abends in diesen Klub und erkundigte mich, ob diese Herren mir die Halle für die Sonntag Morgen vermieten würden, da dieselben die Halle doch am Sonntagmorgen nicht brauchten. Die Herren waren sehr freundlich und erklärten, sie könnten darüber nicht entscheiden und müßten erst eine Generalversammlung abhalten, um die Sache zu erörtern. Ich möge an einem bestimmten Abend wiederkommen und mir das Resultat holen. Einige der Herren befürchteten, ich sei ein Temperenzfanatiker; da wurde der Vorschlag gemacht, mich zu versuchen. Sie hatten an dem betreffenden Abend ein Fäßlein Bier auf der Halle. Nun hatten sie beschlossen: Nehme ich ein Glas Bier an, dann bekomme ich die Halle; schlage ich das Glas Bier ab, bekomme ich sie nicht! Ich wußte diese Bedingung natürlich nicht. Wie ich nun die Halle betrat, saßen die Herren zusammen und der Präsident sagte: „Herr Pastor, es ist heute heiß gewesen, und wir haben

uns etwas Bier geholt. Hoffentlich trinken Sie erst ein Glas Bier mit uns, bevor wir die Verhandlungen eröffnen." Ich antwortete: „Meine Herren, ich habe heute mittag Fisch gegessen und bin sehr durstig; ich nehme diese Erfrischung mit Dank entgegen, erlaube mir aber zu bemerken, daß ich keine öffentlichen Wirtschaften frequentieren werde, da ich dieses für einen Geistlichen unstatthaft finde." Als ich dann das Glas mit den Worten: „Meine Herren, auf Ihr Wohl," an den Mund setzte, rief der Präsident: „Hurrah, der Pastor hat die Halle!" Die Herren waren denn auch recht liebenswürdig und sagten, sie verlangten keine Saalmiete, da sie die Halle zu der Zeit doch nicht benützten. Jedoch möchten sie die Bitte aussprechen, daß wir die Halle reinigten, da dieselbe ja ziemlich schmutzig sei und ich sie in diesem Zustande doch nicht zum Gottesdienst benutzen könne. Das versprach ich denn auch gern. Nun hieß es, Leute besuchen, und zum ersten Gottesdienst einladen; ich sah aber zu meinem Entsetzen, wie unkirchlich, wie religiös verkommen und vernachlässigt die Bevölkerung war. Auf die Frage: „Entschuldigen Sie, ich bin der Spritzenhauspfarrer und möchte Sie zur Kirche einladen, sind Sie protestantisch oder katholisch?" hieß es im ersten Hause: „Ich sein katholisch und meine Frau protestantisch, aber wir gehen in keine Kirche!" Der Nachbar sagte: „Ich bin ein freier Protestant, meine Frau ist katholisch, aber die Kinder haben wir nicht taufen lassen." Dann: „Mir sein katholisch, gehen aber in keine Messe." Oder: „Wir sind beide freie Protestanten, gehören aber zu keiner Gemeinde." Ein Mann sagte: „Da müssen Sie meine Frau fragen. Kathrin, der Pfarrer möcht wissen, ob wir protestantisch oder katholisch sind." Die Frau sagte: „Fritz, ich denk, mir sein katholisch. Meine Schwester hat letztes Jahr in St. Louis einen Bub begraben, der ist in die katholische Kirche gekommen." Jedoch kamen mir die Leute überall freundlich entgegen und waren sehr willig, ihre Kinder in die Sonntagschule zu schicken. Ich machte dann bekannt, daß am ersten Pfingsttage im Spritzenhause um 10 Uhr morgens der erste evangelische Gottesdienst stattfinde und lud in den Zeitungen dazu ein. Am Freitag kamen meine Möbel und beim Abladen derselben wollte ich eine große, schwere Kiste mit anfassen und fiel beim Rückwärtsgehen; die Kiste traf mein Schienbein und riß das Fleisch vom Knie bis zum Fuß vom Knochen. Da war guter Rat teuer. Der Gottesdienst war angesagt, wer sollte nun predigen? Da nahm meine älteste Tochter Elise einen Wagen und Pferd aus dem Leihstall und fuhr zu dem sechs Meilen entfern-

ten Pastor Buchmüller nach Millstadt. Dieser hatte zum Glück von seinem Sohn, dem Pastor Daniel Buchmüller, Besuch, und dieser konnte den ersten Gottesdienst halten vor fünfunddreißig Zuhörern. Ich mußte sechs Wochen auf meinem Schmerzenslager liegen. Doch lösten sich die benachbarten Gemeindepastoren ab in der Bedienung des gesammelten Häufleins, das mit jedem Sonntage wuchs. Nachdem ich genesen war, begannen wir die Sonntagschule mit 119 Kindern; am zweiten Sonntage waren es 150 und die Zahl stieg gegen Weihnachten auf 300 Kinder. Ich hätte die Arbeit ja nicht bewältigen können, wenn meine Töchter mir nicht geholfen hätten als Organisten in Kirche und Sonntagschule, einen Gesangchor und Jungfrauenverein gegründet und geleitet u. s. w. Die Kinder waren ganz unermüdlich im Lernen und Singen der Sonntagschullieder, und wir mußten bald neben der Sonntagschule von 9—10 Uhr auch am Nachmittag von 2—4 Uhr Singstunde für dieselben Kinder halten. Es war eine recht ermutigende Arbeit, und man erlebte manches Drollige. So hatten wir das Abendgebetchen gelernt: „Breit aus die Flügel beide," und ich hatte den Kindern gesagt, wenn man nicht bete, könne man nicht ruhig schlafen. Da hob ein Knabe den Finger auf und sagte: „Herr Pfarrer, mein Vater tut nit beten und meine Mama auch nit, und mir alle tun nit beten und schlofe recht gut." Als ich einmal mit meiner Frau Besuche machte, kamen wir an ein Haus, vor dem zwei kleine Mädchen standen. Sie liefen ins Haus und riefen: „Mama, der Spritzenhauspfarrer kommt." Da kam die Mutter mit ihrem Säugling vor die Tür und begrüßte mich freundlich. Auf meine Frage, ob die Kinder in unsere Sonntagschule kämen, sagte sie: „Ha jo, und der Fritz, mein Mann hat so Spaß daran. Die Kinder wollen ja nicht ins Bett, ohne zu beten." Wie ich dann fragte: „Was beten sie denn?" antwortete sie: „Was weiß ich, so ein Gebet von dene kleine Hinkelcher." Nun sagte das eine Mädchen vorwurfsvoll: „Mutter, das heißt doch nicht: kleine Hinkelcher, sondern: nimm dein Küchlein ein," worauf die Mutter antwortete: „Ha jo, Küchlein sein doch kleine Hinkelcher." Ich bekam eine große Klasse Konfirmanden im Alter von 14—26 Jahren, da hier noch nie konfirmiert worden war, und ich mußte dieselben zum Teil erst taufen. Einmal kamen zwei Kinder und klingelten an der Haustür. Ich öffnete und fragte nach ihrem Begehr. Da sagte das älteste, ein Mädchen: „Ich bin die Lizzie und das ist mein Bruder Charles, wir gleichen konfirmiert sein." (Aus dem Englischen: we like to be confirmed.) Ich nahm sie mit auf mein

Zimmer und fragte, ob sie deutsch lesen könnten. Antwort: „Ja," ob sie auch beteten. Da antwortete die Lizzie: „Ei, Herr Pfarrer, mir können ja net." Ich sagte dann: „Da müßt ihr den Papa bitten, daß er mit euch betet." Das Mädchen: „Der kann ja auch net!" „Dann müßt ihr die Mama bitten." Der Knabe antwortete: „Die kann auch net." Darauf sagte die Lizzie: „Ja, Charlie, die kann." Er: „Das ist nicht wohr." Lizzie: „Ich hab's gesehen. Wie der Pfarrer unser Brüderchen begraben, da hat sie so gedahn;" dabei faltete sie die Hände. Das waren liebe, herzige Kinder, die mir viel Freude machten. Als wir im Unterricht die Lehre von den Engeln hatten, fragte ich, wo man Engel gesehen habe. Antwort: „Vor dem Paradiese." „Was hatte der in der Hand?" Antwort von einer Farmerstochter: „Einen Revolver." Da sagte ein Knabe: „Ist die Carrie aber dumm. Selles mol hent sie noch gar keine Revolver gehabt." Als ich nach einigen Wochen fragte, ob sie denn nun auch fleißig beteten, sagte die Lizzie: „Herr Parrer, ich dhu, aber der Charles net." Dieser verteidigte sich: „Herr Parrer, ich kann nit so helle schreien in der Coalpit (damit meinte er das Kohlenbergwerk, in dem er arbeitete), daß der liebe Gott das im Himmel hören kann." Das Mädchen sagte: „Gelt, Herr Parrer, der liebe Gott hört auch, wenn man gar nich so laut schreit, auch wenn man unten in der Coalpit ist?" Dann sagte der Charlie treuherzig: „Well, Herr Parrer, dann will ich auch wieder beten."

Nach einigen Monaten wurde die Spritzenhalle zu klein für unsere Gottesdienste. Wir organisierten uns als Gemeinde, mein Freund, Pastor H. Buchmüller, kam zu dieser Feier von Millstadt herüber. Bei der Wahl eines Namens für die Gemeinde machte Herr Kaltwasser den Vorschlag, dieselbe Christusgemeinde zu nennen, damit die ganze Stadt wisse, was und wer hier solle gepredigt werden. Fünfunddreißig Familienväter nahmen die Konstitution an und beschlossen, mit dem Bau einer Kirche, resp. Ankauf eines Bauplatzes zu beginnen. Diese fünfunddreißig waren aber nicht alle begeistert für den Aufbau des Reiches Gottes, sondern es war bei vielen bloß Lokalpatriotismus und Ehrensache, in West-Belleville auch eine Kirche zu haben. Nun begann die Arbeit erst recht. Es mußten ja die Gelder dafür beschafft werden und das war zunächst meine Arbeit. Es wurden uns zwei schöne Bauplätze zum Preise von 700 Dollars angeboten, die wir auch kauften. Der liebe Gott fügte es so freundlich, daß ein alter reicher Lederhändler, Herr Hofmann, die Liste mit 500 Dollars eröffnete. Sodann fand ich nicht

nur in West-, sondern auch in dem eigentlichen Belleville freundliche Aufnahme und willige Herzen; und auch die benachbarten Gemeinden in St. Clair County waren recht willig, uns zu unterstützen. Der Plan zu der Christuskirche, 60 Fuß lang und 35 Fuß breit mit Altarnische und vorgebautem schönen 100 Fuß hohem Turm, wurde von der Gemeinde angenommen, und im November der Grundstein feierlich gelegt. Für die Sonntagschule hatte ich schon seit einiger Zeit ein größeres Lokal mieten müssen, und es war eine erhebende Feier, als wir mit den 300 Kindern, jedes versehen mit der Flagge der Vereinigten Staaten, vom Sonntagschullokal zur Grundsteinlegung pilgerten. Der Winter war sehr gelinde und unserem Kirchbau sehr förderlich. In der Gemeinde hatte sich ein Frauenverein organisiert, der in kurzer Zeit achtzig Frauen zählte, ebenso ein sehr tätiger Jungfrauenverein; auch ein schöner Gesangchor war gegründet worden, der von meinen Töchtern geleitet wurde. Man konnte von West-Belleville sagen, was im ersten Kapitel des Propheten Haggai geschrieben steht vom Volke Israel: „Und der Geist des Herrn kam über die ganze Gemeinde, daß sie sich aufmachten, zu bauen das Haus des Herrn!" Die Frauen übernahmen die Anschaffung der beiden Kirchenglocken, während die Jungfrauen die drei Gaskronleuchter, die dreizehn Fenster von buntem, bemalten Glas, Teppiche, Kanzel- und Altardecken besorgten. Die Gemeinde meines Freundes, Pastor G. Schöttle in Manchester, Mich., schenkte uns eine schöne Reedorgel (Melodeon), silbernes Abendmahlsgerät, sowie Kanzel- und Altarbibel. So konnten wir schon im Februar (1894) die schöne stattliche Christuskirche einweihen. In vier Gottesdiensten, morgens 10 Uhr Kirchweihe, nachmittags 2 Uhr Kindergottesdienst, um 4 Uhr englische Predigt und um 7 Uhr Abendgottesdienst, und jedesmal war die große Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Zu Ostern konnte ich meine zweiunddreißig Konfirmanden in der schönen Kirche einsegnen und 200 Abendmahlsgästen das heilige Abendmahl reichen. So war das erste Jahr sehr erfolgreich. Nachdem die Kirche fertig war, baute die Gemeinde daneben das schöne große Pfarrhaus mit acht Zimmern und einem großen Konfirmandensaal. Jedoch keine Rose ohne Dornen. Es ging auch hier durch viele Sorge. 1893—1897 waren ungünstige Jahre in Amerika. Es lagen alle Geschäfte darnieder, als kaum der Grundstein gelegt und die Kirche noch nicht unter Dach war; die Fabriken wurden geschlossen und die Kohlengruben stellten ihre Arbeit ein. Ein Teil meiner Gemeindeglieder, die ja meistens Arbeiter

und Tagelöhner waren, verlor die Arbeit und mußte Belleville verlassen, und die übrigen konnten ihre gezeichneten Beiträge nicht zahlen, da sie zunächst für ihre Familien zu sorgen hatten. Von allen Gemeinden, die ich gesammelt und Kirchen, die ich gebaut habe, war wohl Belleville die denkbar schwierigste, aber es wurde auch die schönste und liebste. Wenn ich an die Zustände in Belleville vor Gründung der Gemeinde zurückdenke und sie mit den jetzigen vergleiche, dann muß ich sagen: Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor meinen Augen.

Auch hatte ich in Ost-Belleville eine Gemeinde gesammelt (die evangelische Johannes-Gemeinde) und eine Sonntagschule mit 100 Schülern. Die benachbarten Pastoren halfen mir dort, da ich die Arbeit nicht bewältigen konnte. Kandidat Bode leitete mit Lust und Geschick die Sonntagschule. Die Missionskasse hatte nur einen geringen Beitrag für Saalmiete zu leisten. Jedoch wurde mir gesagt, eine Gemeinde sei genug für Belleville und jene Leute von Ost-Belleville sollten die Meile nach West-Belleville zum Gottesdienst kommen, und ich mußte das hoffnungsvolle Arbeitsfeld aufgeben. Daß unkirchliche Leute, die erst gesammelt und für die Kirche gewonnen werden müssen, nicht auf Kommando eine Meile weit in einer so unkirchlichen Stadt zur Kirche gehen würden, war vorauszusehen, und so war die viele Missionsarbeit in Ost-Belleville scheinbar umsonst gewesen. Das war auch ein Dorn an der Bellevillier Rose.

(Anmerkung des Herausgebers: Die Missionsarbeit in Ost-Belleville ist übrigens neuerdings wieder in Angriff genommen worden.)

Mein Verhältnis zu der Gemeinde in West-Belleville war das denkbar schönste. Jedoch hatten wir in den Synodalstatuten einen Paragraphen, daß eine Missionsgemeinde nur drei Jahre dürfe unterstützt werden. Dieser Passus wurde auf einer späteren Generalsynode beseitigt, bestand aber damals noch. Nun wurde auf jeder Distrikts-Synode des Illinois-Distrikts gefragt: „Ragué, wann wird die Christus-Gemeinde selbständig?“ Vergebens war meine Hinweisung auf die schwierigen Verhältnisse in Belleville; auf die zur Zeit traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse, da die vielen Gemeindeglieder ohne Arbeit und Verdienst seien, und auf andere Missionsgemeinden, die sechs bis acht Jahre unterstützt wurden; ich könne doch keine Wunder tun und in fünf Jahren nicht etwas schaffen, wozu andere Gemeinden und Pastoren Jahrzehnte gebraucht hätten, nämlich eine lebensfähige Gemeinde aufzubauen, die einen Pastor mit großer Familie ernähren könne.

Ueberhaupt war ich nun 60 Jahre alt und litt am Abend an geschwollenen Beinen von den vielen weiten Wegen, die zum Aufbau der Gemeinde erforderlich waren. Ein Arzt in St. Louis erklärte mir, das Schwellen der Beine sei Schwäche; die alten Beine wollten den 250 Pfund wiegenden Körper nicht mehr tragen und bedürften der Ruhe. Nun kam ungesucht ein Ruf von einer kleinen, ruhigen, alten Gemeinde in Naperville, Ill. Ich sah darin einen Ruf vom Herrn und entschloß mich, das mir so liebe Arbeitsfeld zu verlassen und in die Hände einer jüngeren Kraft zu legen, obwohl uns und der Gemeinde der Abschied schwer wurde.

---

14. Freundlicher Verkehr mit katholischen Priestern in Belleville.

Einige Wochen, nachdem wir den Grundstein der evangelischen Christus-Kirche gelegt hatten, kam der damalige Bischof von Belleville und legte den Grundstein zu einer katholischen Kirche in West-Belleville. Für diese Kirche stellte er einen Priester an, einen weitherzigen frommen Mann, mit dem ich befreundet wurde. Auch sein Bischof, der von Sonsbeck bei Xanten am Rhein kam, war ein duldsamer Mann, mit dem ich häufig zusammentraf, und der nichts gegen den Verkehr des Priesters mit mir hatte. Nun hatte ich an meine Kirche Epheuranken gepflanzt, welche die ganze südliche Wand bedeckten und nur die Fensteröffnungen unbedeckt ließen. Bei einem Besuche fragte mich Pfarrer S. . . ., wo ich die Ranken bekommen habe, er möchte solche auch gern um seine Kirche pflanzen. Ich sagte ihm, er könne solche von mir bekommen und ich könnte ihm dieselben gern überlassen. Als ich einige Tage darauf zu einer Krankenkommunion in die Nähe seiner Kirche kam, nahm ich ein Körbchen voll von diesen Pflanzen mit. Als ich sie ihm aber brachte, sagte er mir, daß er leider so wenig von der Gärtnerei verstehe und dieselben nicht pflanzen könne. Ich sagte ihm: „Geben Sie mir einen Spaten und ich pflanze Ihnen die Schößlinge." Darauf fragte er: „Geniert Sie das nicht, so an öffentlicher Straße, wo uns die Leute beobachten können?" Ich antwortete: „Durchaus nicht, die Leute werden sagen: Seht, wie fein und lieblich ist es, wenn Stiefbrüder einträchtig mit einander verkehren! — Dann sollen Sie einmal sehen, wenn evangelische Ranken eine katholische Kirche überschatten, das bringt Segen." Als ich nun die Pflanzen setzte, betrachtete er mit großer Sorgfalt seinen Daumen und erzählte mir, letzte Nacht habe eine Maus in seinen Daumen gebissen, und verursache ihm das große Schmerzen. Er zeigte

mir dann die kleine Wunde, und die Spuren der Zähne waren auf dem Nagel und im Fleisch deutlich zu sehen. Ich sagte ihm, daß eine Maus das nicht getan habe, sondern eine Ratte. — Er lud mich dann ein, sein Gast zu sein; er feire sein 25jähriges Priesterjubiläum und erwarte vier Priester von St. Louis, die mit ihm auf Mauritz bei Münster studiert hätten. Ich sagte ihm: „Wie ist denn das möglich, daß ein Priester sein Jubiläum feiert ohne den üblichen Spektakel u. s. w.?" Da sagte er ganz traurig, er habe keinen Mut gehabt, sein Jubiläum öffentlich zu feiern, da seine Gemeinde noch so gleichgültig sei und so viele Sorgen mache. Selbst sein Bischof wisse nichts von dem Jubiläum. Ich wünschte ihm dann Gottes reichen Segen zu seinem Feste, könne aber leider von seiner freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen, da es für mich wie für seine Herrn Konfraters ungemütlich sein würde, zusammen zu sein.

Nun bat er dann: „Kommen Sie wenigstens herein und trinken Sie ein gutes Glas Wein und rauchen Sie eine echte Havanna mit mir." Als wir nun gemütlich beisammen saßen, sagte er: „Ich werde heute meinen Amtsbrüdern ein Rätsel aufgeben, das diese gewiß nicht erraten werden: Wer hat mir heute zuerst Gottes Segen zu meinem Primiz-Jubiläum gewünscht und mir gratuliert? Da werden sie schwerlich raten: Der evangelische Pastor."

„Ich sagte dann: „Ich bin doch nicht der erste Gratulant gewesen?" Darauf antwortete er: „Ach ja, ich muß es doch wissen." Als ich dann sagte, die Ratte sei mir zuvorgekommen und habe ihren Wünschen keinen andern Ausdruck geben können, als mit den Zähnen, wollte seine Heiterkeit kein Ende nehmen. Ich hatte überhaupt oft das Vergnügen, auf Reisen von katholischen Priestern als Amtsbruder angeredet zu werden und fand unter diesen recht fromme Männer, die auch durchaus nicht einseitig waren, und mit denen man recht gut verkehren konnte.

---

15. Feierabendvorboten in Naperville, Ill., (1898—1903) und Herrn Pastor O. W. Lauxmanns Bericht über die Entstehung der „Erinnerungen" daselbst.

Im Jahre 1898 zogen wir nach Naperville bei Chicago. Hier konnte ich die Arbeit an der Gemeinde noch gut verrichten, und dieselbe wurde mir nicht schwer. Unser lieber Samuel ging in das Proseminar in dem benachbarten Elmhurst, und unsere Töchter Johanna und Eugenie übernahmen Lehrerinnenstellen in Chicago. Da wurde unser

Familienkreis sehr klein und beschränkte sich auf uns Eltern und Betty, die in dem benachbarten Aurora eine Organistenstelle bekleidete, aber bei uns wohnte. Da war es sehr angenehm für uns, daß im Jahre 1900 Pastor Kamphausen in Chicago eine Hilfspredigerstelle übernahm, um im McCormik-Seminar sich in der englischen Sprache zu vervollkommnen. Seine Familie wohnte das Jahr hindurch ganz in unserer Nähe in Naperville und wir hatten die drei Enkelchen täglich im Hause. Nachdem er seine Studien dort beendet, übernahm er eine große Gemeinde in Zanesville, Ohio, und Pastor Stommel folgte einem Ruf an die Christus-Gemeinde in Chicago, und so hatten wir wieder eine unserer Töchter, Maria, mit ihren vier Kindlein in der Nachbarschaft. In Naperville fehlte es auch nicht an mancherlei Abwechslung und lieben Besuchern, unter diesen unser lieber Vetter Otto Döring mit seiner Mutter von Barmen, der vier Monate unser lieber Gast war und häufig für mich predigte.

Ebenso kam Herr Pastor Th. Merbach mit Familie von Bielefeld, um später mein Nachfolger zu werden. Nachdem ich 4½ Jahre in Naperville noch gearbeitet, erkrankte ich an Herzerweiterung und Verkalkung der Blutgefäße, nachdem wir meine Schwiegermutter, Frau B. Grabau, im Alter von 80 Jahren in Naperville begraben hatten. Ich wurde recht schwach und entschloß mich, dem Rat der Aerzte zu folgen, und legte mein Amt nieder. Die Aerzte sprachen mir die Hoffnung aus, daß ich nach einer Zeit der Ruhe wieder mobil würde. Jedoch glaubte ich das nicht; 65 Jahre ist ja kein hohes Alter, aber mein Leben war ein so vielbewegtes und arbeitsvolles, daß ich wohl in aller Bescheidenheit sagen darf, daß wohl wenig Pastoren mehr gearbeitet haben, wie ich.

Die viele aufreibende Arbeit verzehrte aber doch die Kräfte und brachte mir ein frühes Alter. So werden wir, so Gott will, uns in Chicago häuslich niederlassen. Doch befürchte ich, daß es mir sehr sehr schwer wird, ohne Amt und Arbeit stille zu sitzen.

Die letzten Monate seit meiner Kündigung war unser Vetter und Hausfreund, Pastor Otto Lauxmann aus Stuttgart, mein Hilfsprediger, der sich mit unserer Nichte, Fräulein Helene Schmidt, Tochter des Herrn Pastors Schmidt und seiner Gattin Adelheid, geborene Grabau, verlobte.

Herr Pastor O. W. Lauxmann schreibt über die Entstehung der Erinnerungen in Naperville folgendes:

Es war im Sommer 1902 (ich stand damals als Pfarrverweser

unseres Synodalpräses Dr. Pister an Philippus, Cincinnati), als ich von dem alten Synodalpionier einen Brief erhielt mit der Anfrage, ob ich von meinem Pastor Primarius nicht Urlaub bekommen könne, um ihm bei der Austeilung des heiligen Abendmahles und bei etlichen anderen Amtshandlungen zur Seite zu stehen; er sei gar nervös und durch das Zittern seiner Hände verhindert, die liturgischen Handlungen zu verrichten. Ich bat mir infolge dieses Briefes den gewünschten Urlaub aus. Als ich nach Naperville kam, fand ich Onkel recht schwach; freundlich wie immer, aber ziemlich entmutigt durch die Schwäche des Leibes und durch allerlei Schwierigkeiten, die ihm von Leuten der Gemeinde in den Weg gelegt wurden. Es fehlte ihm die alte Lust zu korrespondieren fast gänzlich. Er pflegte in sein Studierstüblein zu gehen gleich nach dem Frühstück und dort auf seinem Sofa liegend zu sinnieren und bald zu schlummern. Wir waren recht besorgt um ihn. Ich sann auf allerlei, sein Interesse zu erregen; einige Ausfahrten mochten wohl in etwas ihn erheitern, aber waren doch fast zu anstrengend für ihn. Da kam es mir in den Sinn, ihn zu bitten, aus dem Schatze seiner Erfahrung allerlei mir mitzuteilen, damit ich es niederschreiben konnte.

„Papa," sagte ich, „du bist in der ganzen Synode bekannt als der Geschichtenmann; deine Histörlein gehen dahin und dorthin, erfahren allerlei Veränderungen, und werden dir wider Willen als deine Komposition aufgebunden, auch wohl allerlei, was du nie erzählt, als dein Geisteskind ausgegeben. Wir wissen nicht, wie lange du noch erzählen kannst — benütze doch meine Anwesenheit in deinem Hause und diktiere mir etliches davon!"

Erst wollte der bescheidene Mann das nicht tun. Es schien ihm das alles wenig wert gegenüber den tiefen Erfahrungen des Herzens. Auch fürchtete er sich, daß sein Sinn für die heitere Seite so vieler Erlebnisse die Berichte zu humoristisch färben, und er damit das Dekorum des geistlichen Standes verletzen möchte. Aber ich ließ nicht nach, zu bitten. Endlich — versuchsweise und halb widerstrebend — begann er eines Morgens: „Nimm deinen Brief und schreibe flugs!" und damit war der Anfang gemacht.

Immer eifriger wurde er im Diktieren. Oft konnte er kaum warten, bis das Frühstück eingenommen war. „Hurry up, Otto," pflegte er zu rufen, „'s gibt viel zu schreiben!" Und so schrieb ich denn, er saß dabei und schmauchte sein Pfeifchen. Köstlicher Humor umzog das ehrwürdige Greisenantlitz oft und ein schalkhaftes Lächeln verriet, daß etwas echt Plattdeutsches zum Vorschein zu kommen im Begriff war.

Dann wieder bebte seine Stimme, und ein feuchter Tropfen hing ihm im Auge, wenn er der alten Tage gedachte, der Leiden seiner Mutter, der Tage seiner Verlassenheit im Urwald, am Sarge von Weib und Kind.

Und wieder leuchtete helle Freude, wenn er vom Glück seines Amtes und seines Hauses und von den Gnadenzügen Gottes in beiden redete.

Immer frischer wurde seine Stimme, heller sein erst recht müder Blick. Er faßte Mut, mit mir nach Elmhurst zu einem alten ärztlichen Freunde zu pilgern, der ihm ebenfalls zuredete, mit gutem Mute seine Straße weiter zu gehen.

Damals legte er sein Amt in N. nieder. Und allerlei Pläne belebten ihn, die auf die alte Lieblingsbeschäftigung abzielten, die zerstreuten Deutschen zu sammeln für seinen Herrn.

Pastor L. von Magué in den ersten und in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit.

III. Teil. Aus der Seelsorge und Hirtenfürsorge.

1. Erlebnisse bei allerlei Amtshandlungen.

Zu Town Rhine, Wis., ist es seinerzeit geschehen, daß ich eine Dame taufte, konfirmierte, traute und hernach auch noch ihr Söhnlein taufte und das alles in einem Zeitraum von vier Jahren. In meiner Gemeinde daselbst hatte ich eine sehr liebe Familie. Der Mann war katholisch gewesen und hatte sehr wenig christliche Erkenntnis, aber ein Herz voll Liebe zu Gottes Wort und war Vorsteher der Gemeinde. Er hatte eine Tochter, die ungefähr 15 Jahre alt, aber noch nicht konfirmiert war. Diese erkrankte und bekam das Nervenfieber. Eine alte Nachbarin mit tiefer christlicher Erkenntnis kam den Abend durch den Wald zum Pfarrhaus, um eine Welle Butter zu bringen. Ich dachte gleich, die gute Frau hat noch sonst etwas auf dem Herzen. Und so war es auch. Nachdem sie ein wenig gesprochen und sich geräuspert hatte, kam's heraus: „Herr Pfarrer, wenn jemand ohne Wasser und auf den Namen des Wachstums und der Schönheit getauft ist, gelle Sie, das ist keine Taufe?" „Ich sagte: „Aber, liebe Frau, ich wundere mich über diese Frage." Nun kam sie mit ihrem Anliegen heraus. Ihres Nachbars Tochter Bertha sei vor mehreren Jahren von einem vagabondierenden freien Pfarrer im Schulhause getauft worden. Sie hatten aber kein Wasser dort gehabt, da habe der freie Pfarrer gesagt, es sei nicht nötig, solches zu beschaffen, und habe dann das Kind und seine Geschwister getauft mit den Worten: „Ich taufe euch im Namen des Wachstums und der Schönheit, Jesus Christus sei euer Vorbild!" Da meinte sie: „Gelle Sie, die Bertha ist halt nit groß und auch nit schön geworden? Die Eltern lassen Sie bitten, die Bertha nun noch einmal und mit Wasser zu taufen." Bertha wurde nun mit Wasser und im Namen des Dreieinigen Gottes getauft; sie starb nicht, sondern erholte sich wieder und wurde am nächsten Ostern konfirmiert. Als wir dann von Town Rhine nach Milwaukee zogen, wollte sie uns besuchen, lernte aber dabei noch unterwegs einen wohlhabenden Bauschreiner kennen und heiratete diesen. Ein Jahr nach der Trauung durfte ich dann auch noch ihr erstes Söhnchen taufen.

Einmal mußte ich auf einer großen Farm ein Brautpaar trauen. Da das Haus nur klein und die Hochzeitsgesellschaft sehr groß war, sollte die Trauung auf der Diele (Scheune) sein. Jedoch als die entscheidende Stunde kam, weigerte sich die Braut den Bräutigam zu nehmen. Die beiderseitigen Eltern waren ratlos und baten mich, mit der Braut zu reden. Diese erklärte, sie habe es ihren Eltern immer gesagt, aber diese hätten immer gesagt: „Nimm ihn nur, er ist gut." Das war auch der Fall. Ich erklärte ihr dann, daß sie jetzt nicht mehr zurücktreten könne. Wenn der kirchliche Segen auch noch nicht gesprochen sei, so sei das Bündnis in Gottes Augen doch schon geschlossen. Dann erhob sich die Braut und reichte dem Bräutigam den Arm und ging mit ihm in die Scheune. Ich nahm, bezugnehmend auf die Verhältnisse den Text von Isaaks Heirat: 1. Mose 24, 67, wo es heißt: Und Isaak nahm Rebekka zum Weibe und „gewann sie lieb". Ich führte dann aus, in Amerika sei es vielfach umgekehrt. Da heiße es: Er gewann sie lieb und sie ward sein Weib. Nach einigen Wochen sei die Liebe verflogen und manche Ehe werde wieder getrennt. Bei Christen müsse das anders sein. Das gemeinsame Beten, Tragen, Leiden, Dulden und Genießen müsse die Ehe veredeln und die Liebe vertiefen, wie bei Isaak und Rebekka. Dann erblühe im Ehegarten ein Blümlein, das heiße: Je länger je lieber. Dieses Paar ist dann auch recht glücklich geworden.

In einer anderen Gemeinde wohnte ein reicher Farmer, der sich aber einer anderen Kirchengemeinschaft angeschlossen hatte. Derselbe hatte in Deutschland einen Vetter, der geistig etwas schwach und sehr arm war. Da ließ der Onkel den armen Knecht herüberkommen und ihn das ausgelegte Geld durch Arbeit abverdienen. Zu derselben Zeit kam eine andere Familie von Deutschland mit einer etwas geistesschwachen Tochter. Nachdem Fritz eine Reihe von Jahren bei seinem Onkel gedient hatte, erzählten ihm die Arbeiter bei der Dreschmaschine, es sei ein Mädchen angekommen, das sehr für ihn geeignet sei. Da nun Fritz so einfältig war, daß er gar nicht merkte, daß das bloß eine Neckerei sein sollte, so gefiel ihm der Vorschlag und ging hin zu Jette und frug, ob sie nicht seine Frau werden wolle. Genug, die beiden wurden einig, einander zu heiraten. Ich war gegen diese Heirat, doch all mein Bitten und Mahnen war vergeblich. Sie gingen in die nächste Kreisstadt aufs Courthouse (Rathaus und Kreisgericht) und holten die erforderlichen „Leisten" (license). Da ich mich geweigert hatte, sie zu trauen, gingen sie zu einem Prediger einer anderen Kirchengemeinschaft und dieser

kopulierte die Brautleute. Nun hatte ich die jungen Leute in der Gemeinde, aber wohin mit diesen? Zum Glück war ein 40 Acker großes Stück Waldland in der Nähe, dessen Eigentümer in New York wohnte, und wo das junge Paar einen Haushalt gründen konnte. Nun kamen die Nachbarn, die sehr christliche Leute waren, zusammen, fällten Bäume und bauten ein Blockhaus. Dann schenkte der eine dieses, der andere jenes Möbel, einen alten Kochofen und ein Bett. So zogen die jungen Leute, die sehr anspruchslos waren, in ihre Waldeinsamkeit. Er arbeitete als Tagelöhner, obgleich er nicht viel verdiente, und sie besorgte den kleinen Haushalt, so gut es ging. Sie hielten sich treulich zur Kirche und empfingen von wohltätigen Nachbarn manche Wohltat, so daß sie eigentlich keine Not zu leiden brauchten. Aber mit dem Kindersegen, der nun kam, kam auch Trübsal ins Haus. Das erste Knäblein starb, das zweite blieb am Leben, das dritte starb und das vierte lebte wieder. Da erkrankte Jette, und Fritz kam zu mir und bat mich, seine Frau zu besuchen. Ich fuhr hin und fand sie schwer krank an einer Lungenentzündung darniederliegen. Ich sagte ihr, daß sie sehr krank sei und sich vorbereiten müsse, da der Herr sie vielleicht abrufe. Sie frug dann recht kindlich, was sie tun müsse; sie habe nicht viel gelernt und wisse nicht viel; sie wolle doch gern das heilige Abendmahl haben und selig werden. Sie war ein großes Kind und alles, was ich ihr sagte, nahm sie an. Sie betete die Worte, die ich ihr vorsagte, bis zu meinem nächsten Besuch recht fromm und gewissenhaft. Nach einigen Tagen empfing sie das heilige Abendmahl und in der Nacht darauf verschied sie. Am nächsten Morgen kam Fritz und teilte mir mit, daß seine Frau gestorben sei und bat mich, ihr die Leichenrede zu halten. Ich frug dann: „Wo willst du denn einen Sarg hernehmen?“ Darauf meinte er, daran habe er noch gar nicht gedacht; das wisse er nicht. Ich sagte dann: „Geh nur heim, Fritz, ich sorge für einen Sarg.“ So fuhr ich denn zu Fritz seinem Onkel. Derselbe war gerade im Hofe beschäftigt, als ich vorgefahren kam. Ich rief auf plattdeutsch: „Vater N., öffnen Sie einmal die Pforte.“ Dann kam er schmunzelnd und rief: „Ach, da ist ja der evangelische Pastor. Das freut mich außerordentlich, daß Sie mich einmal besuchen. Ich dachte immer, Sie wollten von mir nichts wissen, weil ich mich einer anderen Kirchengemeinschaft angeschlossen habe.“ Ich sagte (beim Ausspannen des Pferdes): „Vater N., was haben Sie für eine große prachtvolle Scheune. Darf ich die einmal besehen?“ „Gewiß,“ sagte er und stolz zeigte er mir die Scheune als die größte in der

Prairie. Er habe noch fast 1000 Buschel Weizen liegen, da ihm die Preise zu niedrig seien. Dann sagte er: „Herr Pastor, das ist nichts als unverdiente Gnade. In Deutschland war ich ein armer Heuerling und hier haben meine Jungen jeder eine Farm und ich habe auch noch eine. Das bin ich gar nicht wert; nichts als unverdiente Gnade." Als er mir alles gezeigt hatte, frug ich: „Vater N., habt Ihr Kaffeebohnen im Hause? Dann kocht uns eine Tasse guten Kaffee, die wollen wir zusammen trinken." Nun war er ganz glücklich über die Ehre und sagte zur Magd, die bei ihnen diente, im Flüsterton: „Minken, nimm en paar Kaffeebaunen mehr und söten Smand (süßen Rahm). Et is för den Herrn Pastor." Als wir nun am Kaffeetisch saßen, sagte ich: „Vater N., Sie haben wohl schon gehört, daß Jette gestorben ist." Antwort: „Ja, das sagen Sie mal. Der arme Fritz. Wo will der arme Junge einen Sarg hernehmen?" Ich sagte dann: „O, das ist sehr einfach, Ihr seid der Onkel und kauft den Sarg." Aber da entsetzte er sich und meinte: Erst letzten Herbst habe er ihm einen Sack Kartoffeln gegeben und erst letzte Woche habe er dem Schlächter 25 Cents gegeben, dafür solle er Jette ein Stück Fleisch bringen. Ich sagte ihm: Er sei ein reicher Mann und das sei ja alles Gnade, wie er gesagt habe. Nun bekam ich zur Antwort: „Wenn meine Frau und ich es uns nicht am Munde abgezogen und Tag und Nacht gearbeitet hätten, dann häten wir auch nicht, was wir haben." Dann zog er sein Portemonnaie (pocket-book) aus der Tasche, legte einen Dollar auf den Tisch und sagte, den wolle er geben als seinen Beitrag zum Sarge. Ich sagte: „Den Dollar nehme ich nicht; für den kann ich keinen Sarg kaufen." Da wurde er ärgerlich und sagte: „Wenn Sie den Taler nicht wollen, lassen Sie ihn nur liegen. Mehr bekommen Sie nicht!" Ich fuhr nun direkt zur Blockhütte, tröstete den Fritz in seiner Trübsal und sagte, er solle mir die beiden Knaben, die (aus Armut) in Mädchenkleidern waren, auf den Wagen heben. Nun fuhr ich mit den Knaben direkt zum Onkel zurück; sprang vom Wagen und setzte die Kinder auf die Veranda. Da kam er aus dem Hause und sagte: „Herr Pastor, was sollen die Kinder? Meine Frau ist krank, und ich kann die Kinder nicht pflegen." Ich sagte: „Fritz kann seine tote Frau und die Kinder nicht in ihrem einzigen Bette liegen lassen. Sie müssen dieselben behalten, bis Jette beerdigt ist, und wir können sie nicht beerdigen, bis wir einen Sarg haben." Dann nahm ich die Zügel, fuhr zum Leichenbestatter, mit dem ich befreundet war, und bat diesen, einen Sarg für die verstorbene Jette recht billig zu

lassen. Sein billigster Sarg kostete zehn Dollars, jedoch wollte er diesen für die arme Frau zu acht Dollars lassen; dann verdiene er nichts daran. Am nächsten Morgen saßen wir noch beim Frühstück, als Vater N. sein Pferd draußen anband und ins Pfarrhaus trat mit den Worten: „O Herr Pastor, was haben wir für eine Nacht gehabt. Die Kinder haben ja gar keine Erziehung" u. s. w. Ich sagte dann, es tue mir sehr leid; doch gehe es nicht anders. Je früher er den Sarg kaufe, je eher könnten wir Jette begraben. Dann bat er mich, mit ihm zum Leichenbestatter zu gehen. Hier appellierte er noch an unsere Gemeindekasse und da dieses nichts half, zahlte er endlich die acht Dollars für den Sarg. Als er dann nach der Beerdigung frug, wann er denn nun die Kinder wieder los würde, sagte ich: Die Kinder müßten ins Waisenhaus nach St. Louis und das gehe nicht so schnell. Ein Mann oder eine Frau könne die Kinder allein nicht fortbringen, folglich müsse ich sehen, ein Ehepaar zu finden, das diesen Liebesdienst übernehme. Als er dann fragte, wer denn die Reisekosten trage, sagte ich, die müsse er natürlich tragen, sonst könne er die Kinder behalten. Nun gab es noch eine Auseinandersetzung, bis er schließlich resigniert erklärte: „Ach ja, wenn es denn nicht anders geht, will ich bezahlen." So war die Sache abgetan. Dem jungen Witwer wurde der Abschied von den Kindern nicht sonderlich schwer; das soll nicht heißen, daß er sie nicht lieb gehabt hätte, aber er war zu beschränkt, um tieferen Gefühlen zugänglich zu sein.

Nach einem Jahre kam mein lieber Fritz wieder zu mir und teilte mir mit, daß er gesonnen sei, zu heiraten. Auf meine Frage, wer denn die Glückliche sei, die er erkoren, nannte er mir den Namen einer viel älteren Witwe, deren Kinder bereits verheiratet waren. Er bestellte die Trauung auf den nächsten Abend im Pfarrhause. Da er mit der glücklichen Braut die entsprechenden Papiere (license) vom Courthouse geholt hatte, es auch Herbst war, beide arm und die Wege weit und bodenlos waren, hatte meine Frau für ein kleines Hochzeitsmahl gesorgt, das sie nach der Trauung im Pfarrhaus mit den Trauzeugen einnahmen. Am nächsten Morgen jedoch pilgerte das neuvermählte Paar gemeinschaftlich zum Friedensrichter und die Frau erkundigte sich angelegentlich: „Ick mögt mal weten, ob die Trauung auk nach Gottes Wort wöhr, wi hebben nin Braud und ninen Win kregen." Sie meinte damit das heilige Abendmahl, weil es in ihrer alten Heimat Sitte war, daß Brautleute vor der Trauung sich das heilige Abendmahl reichen ließen.

Als ich die „jungen Leute“ später besuchte und fragte, wie es gehe im heiligen Ehestande, antwortete die Frau: „Ich kann nicht klagen, daß Fritz mich nicht achtet. Hei nömt mich nicht „Du“, hei nömt mich „Ji“, denn ick bin 12 Jahre öller as hei. Aber hei ist to Tiden recht „krummelig“. Ick hebbe nemlich nen Sack Kartuffeln met in die Ehe brocht und die hebbe ick plant. Als nu min Junge von miner ersten Ehe bi us to Besöke was, da hebbe ick to öhm seggt, hei schöll sick nen Basket (Korb) vull Kartuffeln herutmaken. Da hett denn der Fritz ower krummelt und et sind doch mine Kartuffeln und ick hebbe sie sülwest plant.“

(Nun noch eine Erfahrung beim Kollektieren.) Wenn man so viele Kirchen gebaut hat, hat man im Kollektieren einige Fertigkeit und lernt das menschliche Herz so recht kennen. Es wurde mir auch manchmal das zweifelhafte Lob erteilt, daß ich im Betteln außerordentlich erfolgreich sei. Ein alter frommer Farmer, in dessen Gemeinde ich für meinen Kirchbau in St. Paul kollektierte, hatte seinem Pastor kurz zuvor eine größere Summe für die Mission eingehändigt. Als wir dann aber bei ihm vorbeikamen und er merkte, daß wir bei ihm deshalb nicht kollektieren wollten, rief er uns ins Haus und holte vier Zehndollarscheine, um sie mir zu geben. Als ich sagte: „Vater N., das kann ich nicht nehmen,“ sagte er ganz treuherzig: „Ach, Herr Pastor, sagen Sie doch nirgends: Es ist zu viel! Als ich in die Kammer ging, sagte mir auch jemand ins Ohr: 40 Dollars sind zu viel! Da habe ich erst kämpfen müssen und sagen: Hebe dich weg von mir! Wenn der Pastor nun auch sagt: Es ist zu viel! dann hört der alte Mensch gar zu gern darauf.“ Und dann ging dem lieben Alten sein Herz auf und sein Mund über und er erzählte mir, daß er aus dem Paderborner Lande komme. Hier in Amerika aber habe der Herr ihn so reichlich gesegnet, daß seine Söhne jeder eine Farm hätten, und daß er hier auch die köstliche Perle gefunden, könne er dem Herrn nie vergelten und nicht mit Geld bezahlen.

Freilich ist die Freigebigkeit auch hier im Lande nicht so allgemein, jedoch muß jedes Gemeindeglied zu dem Gemeindehaushalt eine namhafte Summe (als Jahresbeitrag) zahlen, was man ja in Deutschland in dieser Weise nicht kennt.

2. Erlebnisse in ansteckenden Krankheiten.

Im Juni 1868 (Town Rhine, Wis.) kam ein mir unbekannter Farmer zu mir und bat mich, seiner ihm gestorbenen Frau die Leichenrede zu halten. Er wohnte acht Meilen nördlich von Kiel (Wis.). Natürlich ging ich gern mit. Am Abend nach der Beerdigung kam ein starkes Gewitter, und der Farmer erklärte mir, er könne mich jetzt nicht zurückfahren, da der Sheboygan-Fluß ausgetreten sei, und eine Brücke nicht vorhanden sei. Ich müsse bei ihm bleiben, bis sich das Wasser verlaufen habe. Der Mann und seine Familie hatten aber eine ansteckende Hautkrankheit und da ich mit dem Manne in einem Bett schlafen mußte, bekam ich sie auch. Ich kannte sie aber nicht, sondern hielt sie für harmlose Hitzpocken (prickle heat). Die Knaben, die bei mir wohnten (siehe Artikel: Trübsal in Town Rhine), bekamen dieselbe von mir und übertrugen sie auf ihre Eltern. Da ich häufig die Gemeindeglieder mit meinen Knaben besuchte, baten mich diese, die Nacht bei ihnen zu bleiben, damit ich kein Abendbrot und Frühstück in dem leeren Hause zu bereiten hätte. Alle diese guten Leute bekamen diese vermeintlichen Hitzpocken. Nun kamen verschiedene Pastoren aus dem Seminar zu mir, um neue Gemeinden zu übernehmen. Ich freute mich über so lieben Besuch und angenehme Abwechslung; und behielt sie acht Tage bei mir. Dann führte ich sie in ihre Gemeinden ein. Da nun die neuen Gemeinden noch keine Pfarrhäuser hatten, mußten die jungen Prediger vorerst bei Gemeindegliedern logieren und brachten diesen ahnungslos diese Hautkrankheit mit. Wir hatten freilich einen Arzt bekommen, der aber die Krankheit nicht erkannte. Dieser behandelte uns frischweg als mit Hitzpocken Behaftete und gab uns ein weißes Pulver zum Aufstreuen, wie man es bei kleinen wunden Kindern gebraucht. Der Pastor auf der Kanzel, die Gemeinde unten auf den Bänken, alles litt darunter und kratzte sich. Ein allgemeines Jammern ging durch das County über die vermeintliche Prickelhitze, die in diesem Jahre so besonders bösartig aufträte.

Nun war ich eingeladen zu dem ersten evangelischen Missionsfest in Germantown, Wis., in der Gemeinde des Pastors Dr. Eisenhauer. Mein Freund, Herr Röber, wollte nach Milwaukee, um Einkäufe für sein Geschäft zu machen, und so reisten wir auf dem Michigan-See zusammen. Es war im Oktober. In Milwaukee ging Herr Röber zu einem prominenten Arzte und bat um Hilfe gegen unsere Hitzpocken. Der Arzt sagte lachend: „Das ist mir noch nie vorgekommen, daß je-

mand im Oktober und im Ueberzieher über Prickelhitze klagt. Zeigen Sie einmal!" Dann rief er mit Lachen: „Welcher Esel hat Ihnen denn gesagt, daß Sie Hitzpocken haben? Das ist ja die ganz gewöhnliche gemeine Krätze. Wären Sie gleich gekommen, wäre es eine Kleinigkeit gewesen, Sie zu befreien."

Nun mußten wir lange Zeit einnehmen, waschen, reiben und alle möglichen Prozeduren durchmachen, bis wir wieder ganz rein davon waren.

Das liebe Kreuz mit ansteckenden Krankheiten sollte aber auch in St. Paul, Minn., nicht fehlen. Ich kam einmal (etwa 1873) zum Bahnhof und der Billeteur (Fahrkartenverkäufer) rief mich zum Schalter und sagte: „Es sitzen dort schon den ganzen Vormittag vier eingewanderte Deutsche und niemand kann sich mit ihnen unterhalten und ihnen die gewünschte Auskunft geben. Bitte, nehmen Sie sich der Leute an." Es waren das zwei Jünglinge und zwei Mädchen aus Pommern, welche zu ihrem Schwager nach Minnesota reisen wollten; sie hatten aber auf dem Schiff die nähere Adresse verloren. Auf alle meine Fragen, wo ihr Schwager wohne, zu dem sie reisen wollten, kam immer die stereotype Antwort: „Er wohnt in Minnesota in Amerika." Schließlich frug ich, wie der Schwager heiße, und wie sie sagten: „Karl Krull," kannte ich zufällig diesen Mann in St. Peter, etwa 80 Meilen von St. Paul, den ich auf einer Missionsreise hatte kennen lernen. Nun wußte ich ja, wohin. Da die Leute aber seit 6 Uhr Morgens am Bahnhof gesessen hatten, und der nächste Zug erst am Abend um 7 Uhr fuhr, sie auch von New York bis St. Paul auf der Eisenbahn keine Mahlzeit gehabt hatten, nahm ich sie mit nach Hause, um die hungrigen Leutchen mit Speise und Trank für die Weiterreise zu stärken. Als sie nun bei Tisch saßen und sehr beschäftigt waren, erzählten sie mir, sie seien schon vier Wochen in Amerika, aber die Zeit auf Staten Island im Pockenhospital gewesen, da sie auf dem Schiff erkrankt seien. Am Abend brachte ich sie zur Bahn, und sie fuhren nach St. Peter. Einige Tage später bekam dann unser ältestes Töchterlein die Pocken und einige Tage später meine liebe Frau. Ein junges Mädchen, welches bei uns von Lake Elmo zu Besuch war, sandten wir natürlich gleich nach Hause und dennoch bekam dadurch ihre ganze große Familie die häßliche und entstellende Krankheit. Ich mußte die Gottesdienste aussetzen, es war eine schwere Zeit. Als dann die Kranken genesen waren, und ich eine Kollektenreise für meinen Kirchbau unternehmen wollte, trat ich auf den Rat meiner Kirchenvor-

steher die Reise von St. Paul nach St. Louis an. Ich war mitten im Staate Jowa, als ich heftige Kopfschmerzen, Ziehen im Rücken und Schwindelanfälle bekam. Als der Zug in Muscatine hielt, mußte ich aussteigen und begab mich zu einem deutschen Sattler, dessen Geschäft am Bahnhof lag. Diesen fragte ich, ob in Muscatine ein Hospital sei, ich sei ein Pastor von St. Paul und auf der Reise nach St. Louis erkrankt. Dieser Sattler, Herr Heß, sagte: „Ein Hospital ist nicht da, aber kommen Sie nur mit nach meiner Wohnung." Jedoch konnte ich nicht mehr gehen und Herr Heß mußte mich hinfahren. Dort kamen nun die Pocken zum Ausbruch. Tag und Nacht haben diese edlen Menschen in echt christlicher Liebe mich, den kranken Fremdling, gepflegt, und Gott hat sie behütet, daß sie von der schrecklichen Krankheit verschont blieben. Während ich nun in Muscatine an den Pocken darniederlag, hatte meine liebe Frau in St. Paul keine Ahnung davon. Kaum war ich abgereist, als unser drittes, drei bis vier Monate altes Töchterlein auch die Pocken bekam und wenig Hoffnung für ihr Leben war. Doch der liebe Gott erhielt das Kind. Zu jener Zeit hatten wir einer fremden Frau, die sehr in Verlegenheit war, weil sie ihre Wohnung räumen mußte und so schnell keine andere Wohnung fand, eines unserer Zimmer für ihre Möbel und nachts da zu schlafen überlassen, bei Tage, oft auch ein bis zwei Wochen, ging sie fort, um für Leute zu nähen. Als nun unser Baby wieder gesund war und der Arzt der Familie den Verkehr mit der Außenwelt erlaubte, klopfte es am Morgen des 4. Juli um fünf Uhr an die Tür des Pfarrhauses und draußen kauert die fremde Frau, nun ebenfalls pockenkrank. Meine liebe Frau nahm sie auf und hat sie gepflegt und ihr unwissend vergolten, was fremde Leute in Muscatine derweil ihrem Manne zu Liebe taten. Die Kranke wurde denn bei der treuen Pflege meiner lieben Frau wieder gesund, zog dann fort und wir haben nie wieder etwas von ihr gehört.

---

3. Erfahrungen an Kranken- und Sterbebetten.

Ein Pastor soll vor allem sein ein Seelsorger. Er soll sorgen für die ganze Gemeinde mit der Predigt in der Kirche; aber besonders für die Seelen, die nicht zur Kirche kommen können und daheim auf dem Krankenlager liegen, und für Trost oft sehr empfänglich sind. Es ist diese verborgene Arbeit oft lohnender, wie die öffentliche Predigt, und freilich auch die schwierigste und doch die schönste Arbeit. Ein Pastor,

der seine Kranken nicht besucht, ist ein fauler Knecht, und wenn er mit Menschen- und mit Engelzungen predigen kann. Freilich, in großen Stadtgemeinden ist es nicht möglich, daß er jede Krankheit erfhrt, und sollten die Gemeindeglieder ihn davon in Kenntnis setzen. Sie holen den Arzt, dessen Mühe sie bezahlen müssen; da sollten sie ihren Pastor, der so gern kommt, benachrichtigen. Nun ist der Pastor in den verschiedenen Gemeinden in sehr verschiedener Lage. Ich bediente zwei grundverschiedene Gemeinden. Die eine war eine freie Gemeinde und ich der erste Synodalpastor. In jener Gemeinde war der Aberglaube verbreitet, daß, wenn der Pastor komme, dieses die letzte Oelung bedeute und es mit dem Kranken zu Ende gehe. Und wenn jemand erkrankte, baten sie die Schulkinder und Nachbarn doch ja dem Pastor nichts zu sagen, da man sich sonst den lästigen Menschen nicht aus dem Hause halten könne. Und als der Pastor einst einen kranken Kaufmann besuchen wollte, empfing ihn dieser mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich habe Sie nicht rufen lassen. Wenn ich Ihre Dienste bedarf, werde ich Sie benachrichtigen.“ Drei Tage nach dem bedurfte er die Dienste zur Beerdigung.

In der anderen Gemeinde hatte ein treuer und reichbegnadigter Pastor viele Jahre gewirkt und die Kranken treu besucht. Da wurden die Dienste des Pastors an den Krankenbetten sehr gewünscht; mehr als notwendig war. Ein Pastor besucht ja auch gerne ein krankes Kind. Doch, wenn der Säugling in der Wiege mitten in der Nacht Beschwerden hat und der Pastor dann aus dem Bett geholt wird, um an der Wiege zu beten, ist das ein wenig viel verlangt. Ueberhaupt wurde mir die sonst so liebe Arbeit an den Krankenbetten dadurch oft verleidet, daß man die Kranken nicht anzeigte, und dann sehr lieblos urteilte, wenn der Prediger, der ja nichts wußte, nicht kam. Es ist die Arbeit an den Krankenbetten eine sehr schwierige. Auf den Universitäten und Seminarien lernt der angehende Pastor eine Predigt auszuarbeiten; hört auch Vorlesungen über praktische Theologie, aber das genügt nicht zur Seelsorge an den Krankenbetten. Wie der Arzt jeden Patienten besonders nach seiner Krankheit behandelt, so muß der Pastor als Seelenarzt auch jede Seele einzeln behandeln. Ein Mensch, der christliche Erkenntnis, Heilsverlangen, Selbsterkenntnis und Liebe zum Herrn hat, ist ganz anders zu behandeln, wie ein Kranker, dem das alles fehlt; ein ehrbarer tugendsamer Mensch anders als ein Trinker oder ein Kranker, der in groben Sünden lebte. Und auch gläubige Seelen sind wieder sehr ver-

schieden; die eine mutig und glaubensstark; die andere verzagt und kleingläubig. Im ganzen ist es wohl immer für alle das beste, wenn man recht einfach und möglichst liebreich das Kreuz des Herrn verkündigt, der uns durch sein Leiden und Sterben Vergebung der Sünden und ewiges Leben erworben hat. Nur nicht mit dem Donner Sinais beginnen, und durch das Gesetz zu beweisen suchen, daß der Kranke ein armer Sünder ist. Das kommt beim zweiten Besuch ganz von selbst, daß man mit ihm redet von dem, der Gottlose gerecht und Sünder selig macht. Wie der einzelne Kranke nach seiner Individualität behandelt werden muß, ist eine Wissenschaft, die auf keiner Universität, eine Weisheit, die nur im Kämmerlein und durch langjährige Praxis gelernt werden kann. Als ich ins Amt kam, machte die Predigt mir wenig Not, wohl aber der Gedanke an mein Unvermögen am Krankenbette. Wie kann das auch anders sein, wenn ein junger Mann, der selbst noch so wenig hat und so unerfahren war, nun mitteilen sollte. Ich hatte einige Bücher gekauft, die mich in diesem Stück belehren sollten. Da wurde ich zu einer kranken Frau gerufen, die an Darmverschlingung darniederlag. Es war keine Hoffnung für Wiedergenesung vorhanden. Sie begehrte das heilige Abendmahl. In der ersten Unterredung erzählte sie, daß sie eine fleißige Frau gewesen; die Welt sei schlecht. Sie habe einmal ein Zehn-Dollar-Goldstück verloren und ein Nachbar habe es gefunden, sich aber geweigert, dieses einzugestehen. Da habe sie geschworen, sie hätte gesehen, daß er es aufgehoben. Da habe sie ihr Goldstück zurückbekommen. Auf die Frage, ob sie denn das gesehen, antwortete sie ganz harmlos: Ach nein, aber ich hätte sonst mein Geld nicht zurückbekommen. Sie hatte keine Idee, daß ein Meineid eine Sünde sei. Nachdem ich fand, daß die Frau ganz unbußfertig war, las und betete ich mit ihr, und versprach am andern Tage wieder zu kommen. Als ich am zweiten Tage ihr den 51. Psalm auslegte, rief sie mitten in die Rede: „Conrad, nimm die Milchhäfen vom Ofen! Ach, Herr Pfarrer, wenn man einen so tappigen Mann hat und an alles denken muß! So, nun machen Sie weiter, und geben Sie mir das Nachtmahl.“ Am dritten Tage war ihr Ende nahe. Sie empfing den Pastor weinend mit den Worten: „Wollt Ihr denn einer Sterbenden das Nachtmahl verweigern?“ Nach einer sehr ernsten Beichte gab er ihr das heilige Abendmahl; konnte aber mehrere Nächte nicht schlafen. Er wußte nicht, ob er recht gehandelt. Wie gut ist es in solchen Fällen, wenn ein junger Pastor einen alten, erfahrenen Amtsbruder um Rat fragen kann. Doch, das geht in den meisten Fällen nicht.

Der ärgste Feind der Seele und die stärkste Festung des alten Menschen ist die eigene Gerechtigkeit und die Unwissenheit in göttlichen Dingen; in gesunden und kranken Tagen. Da ist es eine große Gnade, wenn ein Kranker guten Religionsunterricht gehabt und den Weg zur Seligkeit weiß. In B. lebte eine alte Württembergerin. Sie war mit einem katholischen Mann verheiratet. Nun wollte sie nicht die Kinder katholisch und er nicht evangelisch werden lassen, und da wurden sie nichts. Sie hielt sich erst zu einer freien Gemeinde. Doch fand sie dort keine Nahrung, und so blieb sie für sich. Da erkrankte sie und ließ den evangelischen Pastor rufen. Sie lag still und feierlich auf ihrem Lager. Sie erzählte dem Pastor, sie könne nicht lesen, denn sie sei so schwach, aber Langeweile habe sie nicht, denn sie könne ihr Spruchbuch und viele Lieder und Psalmen, und daran erquicke sie sich. Es war ein erbauliches Krankenlager. Sie lag dort, wie ein Kaufmann, der die köstliche Perle verloren, aber nach langen Jahren wieder gefunden und nun fest hielt bis zum seligen Ende.

Die Kranken sind gewöhnlich empfänglicher für Gottes Wort als die Gesunden. Aber man darf nicht zu viel Gewicht auf Krankenbuße legen. Der selige Pastor Volkening, der gewiß ein begnadigter Seelsorger war, sagte einmal: Krankenbuße sei für gewöhnlich nicht viel wert. Daß die angeblichen Bekehrungen auf dem Krankenlager nicht immer ganz ehrlich und gründlich sind, sieht man leider daran, daß, wenn der Kranke wieder gesund wird, er häufig bald wieder die alten Wege geht, und es wird zuweilen mit einem solchen noch ärger, als es vorher gewesen ist. Oft sind es die Angehörigen, die den Pastor holen, und denen es eine Beruhigung ist, wenn noch der Pastor mit dem Kranken gebetet, und er stille zugehört. Da soll der Pastor vorsichtig sein, daß die Leute sich das Seligwerden nicht gar zu leicht denken und denken, es genüge, wenn der Pastor noch zuletzt das heilige Abendmahl reiche. Und doch, wenn der Kranke in seiner Krankenbuße abgerufen wird, gilt wohl das Wort: „Wer den Namen des Herrn anruft, wird selig werden."

Ein andermal wurde der Pastor zu einem Kranken gerufen aus dem Siegerlande. Der Mann lebte in gemischter Ehe mit evangelischer Kindererziehung und hatte die Schwindsucht. Er hörte gern Gottes Wort und hatte gute Erkenntnis, und doch hatte er solche Angst vor dem Tode. Da kam sein Pastor und sah Heinrich Müllers Erquickungsstunden auf dem Bett. Der Kranke rühmte das Buch; das sei seit Jah-

ren seine tägliche Nahrung. Der Pastor nahm das Buch und las auf der ersten Seite: Zum fleißigen und gesegneten Gebrauch von Ihrem Seelsorger R. Krüger. Münster. Datum. Da der Pastor gerne mit dem Kranken allein sein wollte, schickte er seine Frau in die Apotheke. Nun frug er: Lieber Freund, ist mit dem Herrn alles im Reinen? Haben Sie auch Buße getan für die Sünde, die Sie ins Zuchthaus nach Münster gebracht? Da frug er sehr erschrocken, woher der Pastor seine Vergangenheit wisse. So viel er wisse, kenne in Amerika niemand seine Antecedentien; selbst seine Frau nicht. Der Pastor sagte ihm, er sei mit Pastor Krüger, dem Gefängnisprediger, bekannt gewesen, und habe die Widmung im Buche gelesen. Nun erzählte er unter viel Tränen, daß er zehn Jahre gesessen, aber in Münster habe er unter Krügers Arbeit beten lernen. Nachdem sein Pastor mit ihm gebetet, kam die Frau zurück, und nun erzählte er unter Schluchzen seiner Gattin seine Lebensgeschichte. Nun schwand die Todesfurcht, und nach acht Tagen entschlief er im Frieden.

Nun ist es sehr unrecht, nach der Art und Weise, wie die letzte Stunde verläuft, zu schließen, ob der Mensch selig geworden oder nicht. Es gibt Fälle, in denen sonst fromme und redliche Christen ganz vom Schmerz überwältigt, bewußtlos unter Zuckungen und Krämpfen aus dieser Welt gehen und ihr Ende nicht erbaulich ist. Andere, die ohne lebendigen Glauben lebten, werden noch in der letzten Stunde des Lebens in Sicherheit gewiegt, und sterben, wie ein Mensch einschläft.

In R. lebten zwei Frauen. Es war eine Witwe und ihre verheiratete Tochter. Beide innig gläubige Seelen, und doch so grundverschieden. Die Mutter eine fröhliche Christin, die immer jubelte: Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein; und Jesus nimmt die Sünder an, er hat mich auch angenommen. Die Tochter hingegen war das gerade Gegenteil; immer gedrückt und verzagt, und konnte ihres Gnadenstandes nicht froh werden. Da erkrankte die alte Mutter, und nun ging es durch viel Anfechtungen. Sie nannte sich eine törichte Jungfrau, die sich selbst betrogen habe. Nun, da der Bräutigam komme, verlösche ihr die Lampe. Das vermeintliche Oel sei eigene Gerechtigkeit gewesen u. s. w. Doch wurde es um den Abend wieder licht, und ihr letztes Wort war: Ja, die ihn ansehen und anlaufen, werden nicht zu Schanden werden. Drei Monate später starb die verzagte Tochter. Als der Seelsorger an ihrem Sterbebette sie frug, wie es mit ihr gehe, sagte sie: Gut, ich habe den Heiland viele Jahre unter heißen Tränen

gebeten, mich anzunehmen, und ich weiß, er ist treu. Ihr wurden diese Kämpfe erspart. Er weiß, was für ein Gemächte wir sind, und gedenket daran, daß wir Staub sind.

Doch, nun kommt die Frage: Wie oft soll der Pastor die Kranken besuchen? Es läßt sich diese Frage wohl nicht leicht beantworten. Bei langen Leiden genügt wohl ein wöchentlicher Besuch. Der Kranke darf nicht das Gebet und die Trostworte des Pastors als genügend betrachten, sondern muß das Wort an sich wirken lassen, und selbst beten. Bei Schwerkranken, die voraussichtlich in Gefahr sind, wird der Pastor ja so oft erscheinen, wie es ihm möglich ist. Nun die andere Frage: Wann soll der Besuch des Pastors beansprucht werden? Jedenfalls nicht, wenn er nicht weiß, daß jemand krank ist, denn der treuste Pastor ist nicht allwissend. Dann auch nicht, wenn ein leichtes Unwohlsein sich einstellt. Ebenso soll man ihn nicht ohne Not des Nachts holen. Was soll man sagen, wenn im Winter im tiefen Schnee ein Pastor mitten in der Nacht zu einer kranken Frau gerufen wird, und trifft die Kranke in der Küche, wo sie Kaffee bereitet, und mit ihrem Manne und dem Pastor Kaffee trinkt, und dann sich das heilige Abendmahl reichen läßt? Da muß der Pastor recht um Geduld bitten, um seine Gedanken, daß die Kranken auch wohl hätten bis zum Morgen warten können, nicht auszusprechen. Ebenso ist es mit einem schreienden Kind in der Nacht. Da kann der Arzt, nicht aber der Pastor helfen. Jeder rechte Pastor wird ja herzlich gern seine Nachtruhe seinen Kranken opfern, aber nur, wenn es nötig ist. Nun zum Schluß noch einen recht erbaulichen Krankenbesuch. Mutter A., die in Deutschland die köstliche Perle gefunden, wohnte 14 Meilen von der Kirche auf einer Farm. Wegen der großen Entfernung konnte sie schon lange nicht mehr zur Kirche. Doch ließ sie sich häufig das heilige Abendmahl reichen, und war bei der Feier ein Gottesdienst für die Nachbarn in ihrem Hause. Jedes Vierteljahr gab sie dem Pastor 25 Paar Strümpfe für die Waisen. Sie diente Gott mit Fasten und Beten und Strümpfestricken. Als sie das letzte Abendmahl empfing, saß sie mit ihrem Abendmahlsschmuck in ihrem Lehnstuhl und sang mit ihrem dünnen Stimmchen: Schmücke dich, o liebe Seele. Dann erzählte sie, gestern, wie sie für sich gebeichtet, sei der Versucher zu ihr gekommen und habe gesagt: Du bist eine einfältige Lisbeth. Sie habe geantwortet, daß sie das immer gewesen, doch was er damit sagen wolle. Da habe er geantwortet, es stehe vom Herrn Jesu in der Schrift: Und es kam, daß er mit dem Tode rang u. s. w. Die Jünger aber hätten geschlafen,

und das nicht sehen können u. s. w. Da habe sie ihm gesagt: Ich bin eine einfältige Lisbeth und kann dir das nicht sagen. Wenn du es wissen willst, dann komme morgen, dann kommt unser Herr Pastor, der wird dir's sagen. Uebrigens, daß es so ist, weiß ich gewiß, denn es steht in meiner Bibel. Nach dem Abendmahl sank sie auf ihre Kniee und sagte: Ach, Herr Jesu, nun hilf mir noch ein klein wenig durch das Todestal. Dann will ich ewig deine durchgrabenen Hände und Füße küssen, daß du ein solch armes, sündiges Menschenkind so lieb gehabt und selig gemacht hast. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Viel Geduld und Liebe ist aber nötig. Man darf nicht ungeduldig werden, wenn der Kranke seine oft sehr uninteressante Leidensgeschichte ausführlich erzählt. Doch, der Pastor ist gerne geduldig, wenn er bedenkt, daß unser Kranker ein Repräsentant dessen ist, dem wir so viele Arbeit gemacht mit unsern Sünden, und der sein Leben für uns gelassen und wir ihm an den Kranken etwas von unsrer Dankesschuld abtragen können. Was wir dem Kranken tun, das tun wir unserm Heilande. O selige Arbeit. Ein alter Pastor hat einmal das ernste Wort ausgesprochen, er könne wohl glauben, daß ein Pastor selig sterbe. Doch könne er sich kaum denken, daß ein Pastor fröhlich sterbe im Hinblick auf seine Unterlassungssünden. Gottes Gnad und Jesu Blut, mach auch diesen Schaden gut.

4. Versöhnung entzweiter Eheleute.

Ein angehender Pastor kann oft in große Verlegenheit kommen, wo es schwer hält, das Richtige zu treffen. So kam in der ersten Zeit eine Frau aus der Gemeinde, die vier Meilen weit vom Pfarrhause wohnte, mit lautem Schluchzen und Weinen zu mir und konnte nicht zu Worte kommen. Ich sagte meiner jungen Frau: „Koche einmal eine gute Tasse Kaffee, damit Frau K. sich wieder fassen kann." Nun erzählte sie, daß sie nach S. aufs Gericht wolle, um eine Scheidungsklage gegen ihren Mann einzureichen. Sie könne nicht länger mit demselben leben u. s. w. Nachdem der gute Kaffee ein wenig Trost gebracht und sie mit vielen Worten dem vollen Herzen Luft gemacht, kam ich denn auch zu Wort. Ich erinnerte sie daran, daß sie nur den achtjährigen Knaben habe und das Gericht dann entscheiden müsse, ob Herr K. oder sie den Knaben bekomme. Da sagte sie, von dem einzigen Kinde könne sie sich nicht trennen, und ich sagte, ohne seinen Ferdinand könne Herr K. nicht leben. Ich bat sie dann, nach Hause zu gehen und es noch einmal mit

ihrem Manne zu versuchen. So viel ich wisse, sei sie auch kein Engel und habe auch ihre Fehler u. s. w. Darauf antwortete sie, unter der einen Bedingung wolle sie das tun, daß ich am andern Tage zu ihnen komme und mit ihrem Manne ernstlich rede. Jedoch dürfe ich nicht sagen, daß sie bei mir gewesen sei. Am nächsten Tage entließ ich meine Schulkinder am Nachmittage eine Stunde früher und pilgerte zu K. Der Hausherr saß in der Küche bei seiner Frau, die auf dem Reibeisen Kartoffeln rieb. Ich wurde selbstverständlich zum Abendessen zu den Pfannkuchen eingeladen. Ich sandte dann den kleinen Ferdinand in die Küferwerkstatt seines Vaters, um mir 100 einen Fuß lange Spähne zu holen, und versprach ihm dafür ein Bild. Nachdem wir drei uns nun an den Tisch gesetzt hatten, fragte ich scheinbar ganz gleichgültig: „Nun, lieben Leute, wie geht es denn im heiligen Ehestande?“ Herr K. antwortete: „Nun, wie soll es gehen? Es ist kein Häuslein, es weht einmal ein Wind dadurch.“ Als ich dann sagte, ich habe gehört, es stimme zuweilen nicht zwischen ihnen beiden, antwortete die Frau scheinbar sehr entrüstet: „Herr Pastor, stecken Sie sich nicht zwischen Ehegatten. Ein jeder fege vor seiner eigenen Türe. Einen Pastor, der auf Leutegeschwätz höre, könne sie nicht als solchen achten. Lassen Sie uns in Ruhe! Wir werden schon fertig u. s. w.“ Ich war ganz sprachlos über diese Impertinenz der Frau; gedachte aber daran, daß ich ihr versprochen hatte, ihrem Manne nichts von ihrem Besuche bei mir zu sagen und aß dann ziemlich einsilbig meine Pfannkuchen. Nach der Mahlzeit brachte Herr K. mir die Bibel und bat um eine Andacht. Ich las einen Abschnitt und knüpfte daran einige Ermahnungen zum Frieden. Dann wollte ich mich verabschieden. Da sagte die Frau: „K., du hast doch Pferd und Wagen; soll denn der Herr Pastor den weiten Weg zu Fuß machen? Fahre ihn heim.“ Und als K. in den Stall gegangen war, sandte sie den Kleinen auch dorthin, um dem Papa beim Anspannen zu helfen. Wie wir nun allein waren, kam die Frau ganz freundlich zu mir und sagte: „Herr Pastor, nehmen Sie es nicht übel, daß ich vorhin so wüst war. Wie Sie vorhin hereinkamen, hatten wir uns gerade ausgesöhnt, und ich hatte eine entsetzliche Angst, Sie würden meinem Mann von meinem gestrigen Besuche etwas sagen. Da dachte ich, ich müßte Sie von vornherein verblüffen und sprachlos machen und das ist mir ja auch gelungen.“ Ich sagte dann, ich hätte sie ja gestern gebeten, sie solle versuchen, ohne pastorale Zwischenkunft sich mit ihrem Manne auszusöhnen, und ich freue mich, daß sie dieses befolgt habe. Uebrigens

hoffe ich, daß ich ferner nicht wieder als Friedensvermittler aufgerufen werde, denn ich würde mich dann entschieden weigern, als Friedensengel zu fungieren. Herr K. kam dann mit seinem Buggy vorgefahren und fuhr mich heim. Unterwegs erzählte er mir dann, daß er eine so gute Frau habe, die reichlich sparsam, häuslich, christlich u. s. w. sei, kurz alle Tugenden eines guten Weibes besitze; aber wie jeder Mensch, habe auch sie einen Fehler, und ihr Fehler sei ein böses Mundwerk. Er selbst sei dann oft nicht langmütig genug, werde hitzig und könne ihre spitzigen Reden dann nicht so gleichmütig hinnehmen und dann gebe es zuweilen „Verstimmung". Es ist ja nicht gut, wenn eine Frau zu wortkarg ist und den Gatten nicht unterhalten kann; aber immerhin noch besser, als wenn sie zuviel rhetorisches Geschick besitzt.

Als ich von Milwaukee aus in Fond du Lac eine Gemeinde sammelte (1870) und dort predigte, wurde ich eines Abends bei meiner Ankunft am Bahnhofe von einem mir unbekannten Manne empfangen. Der Mann, ein Farmer, fragte, ob ich der evangelische Pastor sei, und als ich das bejahte, frug er weiter, ob ich ihn trauen könnte. Auf dem Wege zu meinem Logis (Quartier) fragte ich, wo denn seine Braut sei. Er antwortete verdrießlich: „Ach, ich habe keine Braut." Ich sagte verwundert, ich könne ihn doch nicht trauen ohne Braut. Darauf sagte er dann: „O, es ist eine ärgerliche Geschichte, fast schäme ich mich, darüber zu sprechen." Mir wurde die Geschichte immer dunkler und unbegreiflicher, bis wir an eine Sattlerwerkstätte kamen, dort warteten zwei Frauen auf uns, die „Braut" und ihre verheiratete Tochter. Ich wollte sie erst nicht in der Sattlerwerkstätte trauen, aber der Mann bat, die Zeremonie so kurz wie möglich zu vollziehen, da sie noch einen weiten Weg hätten. „Herr Pastor, es ist ja nur eine Form, denn wir waren ja schon 27 Jahre verheiratet und haben uns scheiden lassen. Jetzt wollen wir wieder zusammen und müssen nach den Gesetzen des Landes aufs neue getraut werden." Ich benutzte dann nur das Formular der Agende und die beiden Frauen weinten. Dann reichten sich die wiedervereinigten Eheleute die Hände und die Frau sagte: „Ach, Gottfried, hast du mir nun alles vergeben?" und er: „Marie, schweig nur stille, ich bin schuld an dem ganzen Zerwürfnis, ich hätte vernünftiger sein und mehr Geduld mit dir haben sollen, ich ließ mich vom Zorn hinreißen." Sie: „O nein, ich hätte wissen sollen, daß meine Pflicht war, als Hausfrau den Abend zu Hause zu sein" u. s. w. Ich sagte dann schließlich: „So ist's recht, wenn ihr beide die Schuld auf euch nehmt,

dann wird's auch gehen, und ihr werdet glücklich sein." Sie eilten dann nach Hause und der Sattler erzählte mir: In einer gewissen Kirche der Nachbarschaft seien „anhaltende Versammlungen" abgehalten und die Frau dazu eingeladen worden. Sie war denn auch mehrere Abende hingegangen, obgleich ihr Mann dagegen gewesen sei. Als sie nun verschiedene Male um 11 oder 12 Uhr nach Hause kam, hatte er gesagt: „Um 10 Uhr schließe ich das Haus ab, und wer dann nicht zu Hause ist, muß draußen bleiben." So fand sie denn das nächste Mal das Haus verschlossen, klopfte, aber der Mann öffnete nicht. Da war sie bei den Nachbarn geblieben, die sie in ihrem Tun bestärkten und sagten: sie müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Der Mann hatte die Frau wohl sehr entbehrt, jedoch als sie nicht wiederkam, auf Scheidung angetragen wegen böswilliger Verlassung. Die verheirateten Kinder schämten sich über den Eheskandal ihrer Eltern. Sie waren nun ungefähr ein halbes Jahr geschieden, da wurde die Frau den Nachbarn mit der Zeit auch längst lästig und sie wären sie gern los gewesen. Der Mann aber hatte keine weibliche Hilfe im Hause und konnte allein nicht fertig werden, da fingen die verheirateten Töchter an, zu vermitteln. Der Vater erklärte: „Ich habe sie nicht gehen heißen und hole sie nicht wieder, wenn sie kommen will, ist mir's recht." Die Mutter sagte: „Er hat mich einmal aus dem Hause geschlossen, und ich komme nicht wieder, bis er mich holt." Dabei litten sie beide unter diesem Verhältnis. Dann schlugen die Töchter die Sattlerwerkstatt in Fond du Lac als neutrales Gebiet vor für eine Begegnung. Hier wurde der Friede geschlossen und durch eine neue Kopulation besiegelt. Dieses erwies sich als dauerhaft und sie wurden wieder recht glücklich.

---

5. Fürsorge für arme Familien.

In Milwaukee, Wis., (1869) bekam ich einmal einen Brief mit vierhundert Dollars von einem Herrn C. in Langenberg. Derselbe schrieb mir, sein Schwager habe in Deutschland falliert, und die Verwandten hätten sich erlaubt, mir die Familie zu senden, mit der Bitte, womöglich für sie sorgen zu wollen. Herr L. dürfe aber nicht wissen, daß ich die vierhundert Dollars habe, da er sonst so sorglos in den Tag hineinlebe, bis das Geld verzehrt sei. Einige Tage darauf erschien Herr H. und stellte sich vor. Auf meine Frage, wo er denn seine Familie habe, sagte er: im Hotel. Ich ging dann mit ihm ins Hotel, um die

Familie zu uns zu holen. Dort traf ich zwei allerliebste Gymnasiasten, die mir entgegenhüpften mit der Frage: „Bist du der amerikanische Onkel?“ Herr H. bat mich dann, eine Droschke (Carriage) zu holen, da seine Frau zu angegriffen sei von der Reise, um nach meiner Wohnung gehen zu können. Da wir aber nicht weit vom Hotel wohnten, setzte ich es durch, daß wir den Weg zu Fuß machten. Nun hatten wir die Leutchen wochenlang im Hause, allerliebste, kindlich fromme Menschen, jedoch hatte meine liebe Frau damals zwei kleine Kinder und keine Magd, Frau H. aber war nicht gewöhnt, im Haushalt zu helfen. Sie schliefen lange und Herr H. hielt dann mit seiner Familie extra Andacht, dann führte er sie zum See spazieren, kamen zu den Mahlzeiten und sie musizierten in der Zwischenzeit. Herr H. konnte dann sagen, seine liebe Frau sei ein herzensgutes Weib, aber leider keine Haushälterin, sonst seien sie nicht so zurückgekommen. Dann nahm mich seine Frau beiseite und sagte, Herr H. sei ein seelenguter Mensch, aber durchaus kein Geschäftsmann, dies sei die Schuld an ihrem Ruin. Die Summe war, daß beide recht hatten. Nachdem sie wochenlang bei uns gewesen waren und sehr viel musiziert hatten, da beide sehr musikalisch waren, war ich ratlos, wie diesen Leuten zu helfen sei, weil er, der Meistbeteiligte, sich absolut nach keiner Arbeit umsah, und auch zu jeder Arbeit untaulich schien. Ich machte ihm dann den Vorschlag, Musiklehrer zu werden. Das gefiel ihm. Ich mietete ihm dann eine Wohnung von vier Zimmern und kaufte die nötigen Möbel dazu, Oefen u. s. w. Aber die Leutchen waren ganz unglücklich darüber, daß sie mit diesen Räumen auskommen sollten. Es gelang mir denn auch, etwa ein Dutzend Klavierschüler für ihn zu bekommen, aber nun erklärte Herr H., er müsse ein Instrument haben, denn in die Häuser gehen und dort unterrichten, das könne er nicht. Die liebenswürdigen Jungen kamen täglich ins Pfarrhaus und holten sich in der Schulpause ihr Butterbrot, und erzählten dann, sie hätten die wichtigste Entdeckung dieses Jahrhunderts gemacht und in einem Laden echten Limburger Käse und Frankfurter Cervelatwurst entdeckt. Als ich sie dann besuchte, sah ich zu meiner Verwunderung, daß das Brot voll von Rosinen, Korinthen, Zitronat u. dergl. war, und Frau H. sagte: „Ach, lieber Herr Pastor, man muß hier in Amerika so vieles entbehren, da wollen wir uns das Brot wenigstens schmackhaft machen.“ Dabei wußten diese Leute ja nichts von den vierhundert Dollars. Ich war fast in Verzweiflung. Als ich für uns einmal Fleisch holte, und der Schlachter (butcher) mir dasselbe in eine

Zeitung wickelte, sah ich in derselben zufällig, daß in B. eine große Pianofabrik einen Klavierstimmer suche. Ich ging gleich mit dieser Zeitung zu Herrn H. und fand ihn mit seiner Familie fröhlich bei Tisch. Als ich ihm die Freudennachricht brachte und die Zeitung reichte, sagte er einfach: „Siehe, liebe Frau, was helfen uns die schweren Sorgen, was hilft uns unser Weh und Ach, was hilft es, daß wir alle Morgen beseufzen unser Ungemach? wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit. Wenn du doch nicht immer so kleingläubig wärest, liebe Frau!" Er hielt es aber nicht der Mühe wert, die Anzeige zu lesen und ließ die Zeitung neben dem Teller liegen. Als ich nun bat, er möge direkt an die Firma schreiben und sich melden, sagte er, er sei augenblicklich so eschauffiert (ermüdet), er werde nachher schreiben. Ich bestand jedoch darauf, daß er gleich schreiben müsse, ich wolle den Brief selbst zur Post bringen, weil ich befürchtete, daß sonst nichts daraus würde. Nach einigen Tagen kam die Nachricht, daß er die Stelle provisorisch übernehmen könne, mit vorläufig tausend Dollars Jahresgehalt auf Probe. Nun ließ ich die Möbel, die ich für ihn angeschafft hatte, verpacken und zur Bahn befördern. Die letzte Nacht waren sie bei uns und ich brachte sie zum Bahnhof, kaufte die vier Billets nach B. und händigte ihm noch etwa 195 Dollars als Rest der vierhundert Dollars und die Abrechnung ein. Verwundert fragte er, woher das Geld komme, und als ich ihm dann sagte, daß sein Schwager mir diese vierhundert Dollars für ihn gesandt habe, schaute er seiner Frau ins Auge und sagte: „Das war doch schön vom Schwager C., aber was hilft dir nun all dein Kleinglaube?" In B. ging es den Leuten recht gut und die Söhne bekamen gute Stellen. Da habe ich mich oft fragen müssen: War das nun Gottvertrauen oder Gottversuchen? und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß es bei aller Wunderlichkeit doch Gottvertrauen war.

Als wir noch in St. Paul, Minn., waren, kam eines Morgens im Winter eine uns unbekannte Dame mit sehr schönen Schmucksachen zu uns und bat, ihr für dieselben einen Dollar zu geben. Wir wollten das natürlich nicht, und sie klagte dann, ihr Kindlein sei am Verhungern, und sie habe kein Geld, Milch zu kaufen. Ich ging dann mit ihr, und da der Schnee so tief lag, und sie nur an einem Fuß einen Schuh anhatte, um den andern aber ein seidenes Tuch gebunden hatte, nötigte ich sie, mit mir die Pferdebahn zu besteigen. Sie bat dann, ihr lieber den Nickel zu schenken, dann wolle sie zu Fuß gehen und für die

fünf Cents Milch kaufen. Ich nötigte sie doch einzusteigen und hörte unterwegs, daß sie einen schlimmen Fuß habe und keinen Schuh darüber ziehen könne. In ihrer Wohnung angelangt, fand ich den Mann bei dem wimmernden Kindlein sitzend. Ich wunderte mich, daß die ärmliche Wohnung sehr geschmackvoll eingerichtet war. Der Mann erzählte mir, während die Frau Milch besorgte, daß sie Dänen seien. Er war dänischer Offizier und seine Frau Hofdame bei einer dänischen Prinzessin gewesen. Sie seien schon lange Jahre verlobt gewesen, aber seine Eltern hätten die erforderliche Heiratskaution (Deponierung einer bestimmten Geldsumme für das junge Paar) nicht stellen können, da sie eine große Familie hatten. Sie hätten also nicht heiraten können. Da dachten sie, es heißt ja: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar." Sie seien zusammen nach Amerika gegangen und nach Minnesota gekommen. Jedoch war die Wirklichkeit anders wie ihr Ideal. Er fand Beschäftigung als Arbeiter in einer Sägemühle, doch dieselbe brannte ab. Sodann wurde er Sackträger am Mississippi und mußte die schweren Säcke aus den Dampfbooten ans Ufer tragen. Da er nur schwächlich war, hatte er von den rohen Irländern, seinen Kollegen, viel zu leiden und war auch krank geworden. Ich ließ ihm dann einen großen Blechkasten machen und besorgte ihm in den Wholesalehäusern billige Waren, womit er einen Hausierhandel anfing. Von der Zeit an ging es den Leuten erträglich. Sie zeigten uns einmal ihr Album, worin sie die Bilder von verschiedenen Prinzen und Prinzessinnen der dänischen Königsfamilie hatten mit deren eigenhändiger Unterschrift. Ihr Kindlein starb aber infolge zu vieler Entbehrung, und es war mir auffallend, daß ich der kleinen Leiche, bevor der Sarg zugemacht wurde, eine Schuppe voll Erde auf das Gesicht schütten mußte, da das dänische Sitte sei.

New Orleans: Draußen vor der Stadt in einem Sumpf (swamp), in welchem Tausende von Fächerpalmen standen, hatte ich in einer elenden Hütte einen armen Kranken gefunden. Ich wunderte mich, daß derselbe ein hochgebildeter Mann mit tiefer christlicher Erkenntnis zu sein schien. Auf meine Frage, woher er stamme, nannte er mir die Stadt X. Da er denselben Namen führte wie ein Bankier jener Stadt, so frug ich ihn, ob er mit diesem verwandt sei. Auf diese Frage gab er mir keine Antwort, sondern drehte sich auf seinem Lager um und wandte mir den Rücken zu. Beim Abschied sagte mir aber draußen vor der Tür seine Frau, eine arme, abgehärmte Gestalt, die nach ihrem Bil-

dungsgrad kaum zu ihm zu passen schien, jener Bankier, den ich genannt hätte, sei ihr Schwiegervater; jedoch stehe ihr Mann schon seit 20 Jahren nicht mehr mit seiner Familie in Verbindung. Ich schrieb dann an Herrn Direktor Br. in jener Stadt, er möge sich einmal erkundigen, ob der Bankier noch lebe, und, wenn dies der Fall sei, ihm die Armut und Krankheit seines Sohnes mitteilen. Nach etlichen Wochen bekam ich von Dir. Br. einen Brief mit einer Einlage von 400 Dollars. Der Bankier sei allerdings schon eine Reihe von Jahren tot, aber seine Witwe, eine hochbetagte Dame, lebe noch und habe ihm diese Summe eingehändigt. Da der Familienname aber so allgemein sei, und sie ihren Sohn schon lange für tot gehalten habe, schicke sie vorsichtshalber mit dieser Summe einen Fragebogen mit zwölf Fragen, die derselbe beantworten möge: 1. Wann sein Geburtstag sei? 2. Wie der Mädchenname seiner Mutter laute? 3. Wer ihn konfirmiert habe? 4. Wo und wieweit er das Gymnasium besucht habe? 5. Die Namen seiner Geschwister? 6. In welchem Handelshaus und in welcher Stadt er gelernt habe? 7. In welchem Jahre er nach Amerika ausgewandert sei? u. s. w. Sollte es sich herausstellen, daß er wirklich der totgeglaubte Sohn sei, so werde die Mutter gerne für seine beiden Kinder und deren Erziehung sorgen! Doch nun kam ein Haupthindernis. Der Betreffende hatte sich mit seiner Familie entzweit und war empört, daß ich an dieselbe appelliert hatte. Er wollte sich auch erst nicht dazu verstehen, die Fragen zu beantworten, noch weniger das Geld anzunehmen. Erst nachdem ich ihn verschiedene Male besucht und ihm vorgehalten hatte, daß es nicht recht sei, daß er sich mit seiner lieben Mutter nicht versöhnen wolle, die ihm doch die Hand dazu biete und ihm vorgestellt, da er ja so schwer krank sei, er vielleicht nicht lange mehr zu leben habe; daß er in solchem Falle unversöhnt aus der Welt gehe u. s. w., erst dann erlaubte er mir, ihnen einen so notwendigen Kochofen zu kaufen und eine kleine Summe einzuhändigen.

Inzwischen hatte ich mit einem braven Manne in meiner Gemeinde überlegt, wie dem armen Manne am besten mit dem Gelde gedient werden könne. Dieser, der selbst einen Milchhandel betrieb, sagte, wir sollten ihm einige gute Milchkühe kaufen, seine Kinder könnten dann die Milch den Kunden bringen. Dies wurde getan. Herr X. starb nicht, sondern wurde, nachdem er kräftige Nahrung und ärztliche Pflege erhalten hatte, wieder gesund und schrieb dann selbst an seine Mutter. Seine Frau betrieb den Milchhandel und er fing ein Hausiergeschäft an,

das, wenn es auch keinen großen Gewinn abwarf, die Familie doch so stellte, daß sie eine anständige Existenz führen konnte. Die Eltern sind nun längst gestorben, aber die Kinder sind in geachteter Stellung und halten sich treu zur evangelischen Kirche.

---

6. Synodale Herberge für Reichsgottesarbeiter im Pfarrhaus.

„Es versammelten sich um David in der Höhle Adullam allerlei Männer, die in Not und Schuld und betrübten Herzens waren, und David war ihr Oberster. 1. Sam. 22, 2. Möge diese „Höhle Adullam" eine Stätte des Segens sein für manchen Gast und Fremdling dieser Welt, der seine Heimat im Himmel hat! Von Deutschland kommend erhielt ich vom 13. November bis 18. Dezember liebevolle Aufnahme in diesem gastlichen Hause, in welches ich schon verschiedene Male besuchsweise eingekehrt bin, um gestärkt und gesegnet zurückkehren zu können."

(Diese Eintragung im Fremdenbuch des Raguéschen Pfarrhauses möge ein Zeugnis sein für die Gastfreiheit, die in diesem Hause an den vielen Reichsgottesarbeitern, die dorthin kamen, geübt wurde. Dieselbe zeugt von der dienenden Liebe und dem reichen Segen, den sie hier empfangen durften. Da dieses Fremdenbuch aber erst in späteren Jahren angelegt, resp. von einem Gaste gestiftet wurde, können wir nur wenige Aufzeichnungen bringen, die uns bei Abfassung des Buches zur Hand waren. D. H.)

Die Zahl der durch unser Haus Gegangenen beläuft sich auf etwa 60, die zum Teil mit Familie wochen- und monatelang unsere Gäste waren. So kamen zu den Gemeindearbeiten unzählige Briefe, die mit allen möglichen Generalsuperintendenten und Missionsinspektoren in Deutschland gewechselt werden mußten, um den neuangekommenen und im Pfarrhause zu Gaste weilenden Pastoren, Missionaren, Kandidaten, Missionszöglingen, Studenten u. s. w. in diesem Lande den Weg zu bahnen.

Unter den vielen Gästen waren auch viel liebe Menschen, die uns Segen brachten und später im herzlichen Verkehr mit uns blieben. Unter diesen nenne ich Pastor Albert Mücke, der als Jüngling zu uns kam und später Professor unseres Predigerseminars war. Dann kamen die Söhne von dem Pastor, der meiner sel. Mutter so treu zur Seite stand in ihrem Witwenstande, Georg und Eduard Bleibtreu. Beide waren längere Zeit bei uns; Georg mit Gemahlin und einige Jahre später Eduard, der eine meiner Konfirmandinnen heiratete.

Eines Sonntags saß ein junger Mann in der Kirche zu St. Paul, an dessen Kleidung man sehen konnte, daß er neu eingewandert sei. Am Montage begegnete er mir auf der Straße. Ich kannte ihn gleich wieder. Da erfuhr ich denn, daß er von Deutschland gekommen sei und Beschäftigung suche. Ich sorgte dann für geeignete Arbeit. Da er sich nach einem Jünglingsverein erkundigte, ein solcher aber in St. Paul nicht war, lud ich ihn ein, mich oft zu besuchen und stellte ihm meine Bücher und Zeitschriften zur Verfügung. Da las er im „Friedensboten", unserem Synodalorgan, eine Aufforderung an junge Leute, sich fürs Predigtamt zu melden, und da er ein gläubiger Jüngling war, wurde er in unser Predigerseminar (damals noch bei Marthasville, Mo.) aufgenommen. Unser Haus wurde seine Heimat und er verbrachte seine Ferien bei uns. Nachdem er seine Studien beendet hatte und ins Amt kam, heiratete er meine Schwägerin Adelheid Grabau und wurde so mein lieber Schwager, Pastor Christ. Schmidt, seinerzeit in Long Grove, Ill. Als wir in Quincy wohnten, kam von Deutschland ein junger Pastor, der in Liberty sein erstes Arbeitsfeld fand. Er hieß Max Stommel, ein Duisburger Kind, der unsere Tochter Marie heirate.

Unter unseren Gästen waren auch einige sonstige hochinteressante und angesehene Persönlichkeiten. Der in christlichen Kreisen in Deutschland sehr bekannte Graf Ed. Pückler kam nach Amerika, um hier die kirchlichen Verhältnisse kennen zu lernen. Ich traf ihn in St. Louis, wo ich mit ihm die dortigen christlichen Anstalten, Waisenhaus, Samariterhospital und Predigerseminar besuchte, und wir fuhren in einer wundervollen Mondnacht per Dampfboot den Mississippi hinauf nach Quincy. Er verweilte bei uns einige Tage und hielt in meiner Kirche einen interessanten Vortrag. (Als wir im Jahre 1888 nach Deutschland kamen, waren wir in Berlin seine Gäste.) Interessant war, wie unser jüngstes Töchterchen aus der Schule kam und ihn fragte: „Sind Sie auch ein Graf?" Antwort: „Ja, liebes Kind." Darauf das Kind: „Gestern war auch ein Graf in unserer Schule!" „So, was wollte denn der?" „Er hat unsere Bilder genommen!" (Sie meinte natürlich den Photographen.) Er schickte später der Kleinen ein schönes goldenes Kreuz mit einer Widmung und uns das Prachtwerk „Auf biblischen Pfaden" von Nieck zur Erinnerung an die schönen Stunden, die er in unserem Hause verlebt habe. Dann kam der Rittergutsbesitzer C. von Alten mit derselben Absicht, hier das kirchliche Leben kennen zu lernen

und war einige Wochen unser lieber Gast. Dann kam der Missionsinspektor von der Pilgermission auf St. Chrischona bei Basel, H. von Rappard, ein Jugendfreund, bei dessen Großmutter, Frau Pastor Rappard in Neukirchen, ich in meiner Jugendzeit häufig mit ihm zusammen gewesen war. Dieser war nach Amerika gekommen, um die vielen Zöglinge von Chrischona, die er fürs Pfarramt ausgebildet hatte, zu besuchen. Leider wurde ihm von denen, die sich den Altlutheranern angeschlossen hatten, die Kanzel verweigert, da er nicht die „reine Lehre" habe. Ein Pastor, der ihm die Kanzel verweigerte, da ihm dieses von seinen Vorgesetzten geboten war, trug mit seinen Vorstehern eine Kanzel in den Apfelgarten und Rappard predigte unter freiem Himmel. Jedoch hatte das zur Folge, daß Pastor und Gemeinde sich von den Altlutheranern lossagten und sich der Evangelischen Kirche zuwandten.

Folgende Begebenheit aus dem Urwalde Wisconsins möge hier noch Platz finden:

In den neuen Gemeinden waren die Verhältnisse noch sehr primitiv. So hatte die Gemeinde zu S. eine schöne Kirche gebaut und wollte auch gern einen eigenen Pastor haben. Jedoch reichten die Mittel nicht zu einem Pfarrhausbau. So wurde denn in der Kirche rechts und links vom Turm der Raum unter der Orgelbühne abgeteilt und der junge Pastor bekam auf diese Weise zwei kleine Zimmer. Der junge Pastor war noch nicht lange von Deutschland gekommen. Die Braut war Gesellschafterin bei der Prinzessin Lich. gewesen und kam mit ihrem kostbaren Brautkleide und den schönen Hochzeitsgeschenken der fürstlichen Familie zu uns. Die jungen Pfarrersleute hatten in unserem Hause Hochzeit. Da zog sie mit ihrem Gatten nach S. Wir haben das junge Frauchen damals recht bedauert. Jedoch war das sehr überflüssig, denn sie fand sich ganz glücklich in den ärmlichen Verhältnissen zurecht. Da die Pfarrfamilie mit den beiden kleinen Zimmern nicht auskommen konnten, die Gemeinde aber eine Orgelbühne ohne Orgel hatte, so machten die jungen Leute die offene Orgelbühne zu ihrem Schlafzimmer. Herr Pastor K. war dann später mit seiner Frau in eine andere Gemeinde gezogen, die er von S. aus gegründet hatte und bewohnte dort ein zweistöckiges Blockhaus, das unten Pfarrwohnung und oben Kirche enthielt. Zu ihrem ersten Töchterlein sollte meine liebe Frau Patin werden und wir reisten hin. Wir fanden das große Blockhaus inwendig ganz allerliebst eingerichtet, trotzdem es im Unterstock, wo die Pfarrersleute wohnten, nur einen großen Raum enthielt. Die junge Frau hatte

denselben durch Kattungardinen in verschiedene Zimmer eingeteilt und die einzelnen Abteilungen mit allerlei Handarbeiten und Andenken ihrer früheren Schülerinnen reizend und künstlerisch ausstaffiert. In der Beschränkung zeigte sie auch hier den Meister oder vielmehr die Meisterin und war sehr glücklich in ihrem Urwalde. Nicht ganz so glücklich war der Amtsnachfolger in S. Als ich einst auf einer Reise dorthin kam, klagte er mir, daß es doch so unangenehm sei, nur die zwei kleinen Zimmer zu haben und auf der Orgelbühne schlafen zu müssen. Ich tröstete dann die jungen Pfarrersleute, daß sie schon so frühe das Ziel erreicht hatten, das Hannah erst im Alter von 84 Jahren erreicht habe, daß sie nämlich nimmer weder Tag noch Nacht vom Tempel kämen. Das leuchtete den jungen Pfarrleuten denn auch ein und sie waren von diesem Gesichtspunkte aus denn auch reichlich getröstet.

---

7. Heimatlose Fremdlinge in der Höhle Adullam.

Zu den speziellen Gemeindearbeiten kam dann noch die Fürsorge für allerlei heimatlose Fremdlinge, erwünschte und unerwünschte Gäste. Männer, die in Deutschland beschwerten Herzens waren, fanden unsere Hütte im Urwalde, wie auch an späteren Wirkungsorten unser Haus, was diesem den Namen „Höhle Adullam" (1. Sam. 22, 2) eintrug, und die redlich dafür sorgten, daß wir keine Reichtümer ansammeln konnten. Manche schlaflose Nacht haben mir diese gemacht, bevor ich sie geeignet untergebracht. Leider mußte ich auch hier die Erfahrung machen, daß die erzeigten Wohltaten im großen und ganzen bald vergessen waren. Wenn es nun manchen von diesen Leuten hier im Lande gut geht, so ist das für mich Gratifikation für alle Mühe und Arbeit. Nur bedaure ich, daß nicht alle gerettet werden konnten. So kam in Milwaukee unter anderen der Sohn eines Generals in W., machte eine Anleihe und borgte von mir auch einen wertvollen goldenen Ring, die ich beide nicht wieder bekam. Jedoch waren nicht alle solche lästige Besucher. Eines Sonntags hatte ich gepredigt. Nach dem Segen kam ein eleganter Herr zu mir und begrüßte mich als alten Bekannten. Als ich nach seinem Namen fragte, stellte er sich vor als Fabrikant W. aus B. in der Grafschaft Mörs, in dessen Haus ich als Knabe viel verkehrt hatte. Er teilte mir dann mit, daß er in Deutschland falliert habe und nun nach Milwaukee gekommen sei, um einen seiner Fabrikarbeiter, der hier sehr wohlhabend geworden, aufzusuchen. Jedoch habe er die traurige Erfahrung gemacht,

daß diese Leute, die ihm sehr viel zu verdanken hatten, ihm die kalte Schulter zeigten. Ich hatte ihn in Deutschland nur als den großen Fabrikanten gekannt und wunderte mich, daß er mich bat, ihm zu irgend einer Arbeit behilflich zu sein. Nun hatte mein Onkel und früherer Vormund, der Stadtrentmeister Everß aus Wesel bei Ripon eine große Farm in Betrieb, und, da Herr W. den Onkel auch gekannt hatte, sandte ich ihn ungefragt an diesen. Herr W. hatte nun zwar mit der Hand nie gearbeitet, aber der Onkel hatte ein sehr gutes Herz, nahm ihn freundlich auf und beschäftigte ihn mit der Fütterung und Beaufsichtigung seiner etwa hundert Schweine. Das war ja sehr schwer für den lieben Herrn W., und als ich ihn einmal besuchte, sagte er unter Tränen lächelnd: „Herr Pastor, hier ist ein Kommentar zur Geschichte vom verlorenen Sohn.“ Es gelang mir dann bald, für ihn eine Stelle in Milwaukee als Reisenden für die damals neu gegründete christlich-politische deutsche Zeitung zu finden.

Herr W. war ein sehr lieber Mensch. Wir hatten ihm in unserem Hause ein Zimmer eingeräumt, das er bei seinem Aufenthalt in Milwaukee bewohnte und war bei uns seine Heimat. Eines Tages kam ich auf sein Zimmer und fand ihn in Tränen aufgelöst. Auf meine Frage, was ihm fehle, klagte er, daß seine vielen Kinder in Deutschland, von denen verschiedene Theologie studierten, ihm noch nie geschrieben, so lange er in Amerika sei. Ich schrieb dann ohne sein Wissen an den lieben alten Ohm Bräm und bat diesen, dieselben zu veranlassen, ihrem lieben alten Vater zu schreiben. Dieser Brief hatte den Erfolg, daß in seiner Abwesenheit von allen Seiten Briefe kamen, und er bei seiner Ankunft Freudentränen vergoß über die Liebe seiner Kinder. Er hatte keine Ahnung, daß ich an Bräm geschrieben hatte, und die Freude war deshalb um so größer. Herr W. war einer von den wenigen, die ein dankbares Herz hatten. Als wir später in St. Paul waren und es uns sehr kümmerlich ging, erhielt ich verschiedene Male per Post einen Wechsel von 25 Dollars, ohne zu ahnen, wer der Spender sei. Erst später erfuhr ich es zufällig, als Herr W. bei einer Ausfahrt von einem herannahenden Schnellzug überfahren und getötet und dann in Milwaukee begraben wurde.

Die Welt ist so groß und doch so klein, es scheint fast keine Trennung von hüben und drüben zu geben. Unter den armen verkommenen Hilfesuchenden, die an unsere Türe klopften, waren häufig Söhne aus sehr guter Familie in Deutschland, Pastoren- und Lehrersöhne und aus

sonstigen Kreisen, mit denen ich in der Jugendzeit bekannt war. Sie klopften an, ohne zu wissen, wer ich sei und ich hätte sie auch wohl nicht wiedererkannt, wenn ich mich nicht eingehend nach ihren Verhältnissen erkundigt hätte. Wenn ich dann plötzlich fragte: „Aber Ludwig, Fritz oder Karl, wie bist du denn so heruntergekommen?" erschraken sie wohl und wären gern von mir geflohen, wenn ich dieses zugelassen hätte. Nachdem ich freundlich und herzlich mit ihnen gesprochen, legten sie dann häufig herzzerreißende Geständnisse ihrer Schuld ab. Dann versuchte ich sie zu retten, kleidete sie wohl und brachte sie in angemessene Stellungen. Bei manchen ist es mir gelungen, sie vor dem Untergange zu retten, bei manchen war es aber nicht mehr möglich, da das Vagabundieren ihnen zur zweiten Natur geworden war. Als der Herr zum Nikodemus sagte: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen, kann nicht ins Reich Gottes kommen," so fragte jener: „Wie soll solches zugehen?" Das ist immer die alte Frage, nur lautet sie in unseren Tagen vielfach: Wozu ist das nötig? Wenn ich mich bessern will, so kann ich das! Und daß der Mensch das nicht kann, zeigt uns die Erfahrung von so unzähligen Menschen, die sich gern bessern wollten und konnten es nicht. Manches kann der Mensch freilich bessern in seinem Leben, aber ein neuer Mensch kann er nur werden in der neuen Geburt.

So kamen einmal eines Morgens (Hoyleton im Jahre 1874) zwei Bettler (tramps) an meine Tür, welche die Nacht in einer Küferwerkstätte geschlafen hatten und baten um ein Frühstück. Der eine sprach ein sehr feines elegantes Deutsch, der andere war ein Irländer, der einen sehr verkommenen Eindruck machte; beide sehr schmutzig und zerlumpt. Nachdem sie zu essen bekommen hatten, entließ ich den Irländer, da ich für ihn doch nichts weiter tun konnte und behielt den Deutschen zurück. Ich gab ihm Waschwasser und Rasiermesser und nachdem ich ihn sich hatte waschen und reinigen lassen, fragte ich ihn, wer er sei. Antwort: Freiherr von T. aus Reval. Er sei russischer Offizier gewesen, sei aber deutsch erzogen, habe in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolviert und in Dorpat auch Jura studiert. Er habe sich aber in Petersburg in eine politische Verschwörung eingelassen und flüchten müssen. Ich überlegte dann, wie ihm zu helfen sei, und als er sagte, daß er die englische und französische Sprache so gut beherrsche wie die russische und deutsche, machte ich ihm den Vorschlag, Lehrer an einer englischen Staatsschule zu werden, kaufte ihm einen billigen Anzug und fuhr

mit ihm zum County Schulsuperintendenten, bei dem er ein glänzendes Examen als Lehrer ablegte und ein gutes Zeugnis bekam. Es gelang mir, eine Lehrerstelle an der öffentlichen Staatsschule für ihn zu finden, und er leitete dieselbe zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Er führte einen guten Wandel, hielt sich treu zu meiner Kirche, kam sonntäglich zum Gottesdienst und verkehrte viel in meinem Hause. Da er eine Uhr in der Schule nötig hatte, gab ich ihm meine alte silberne Taschenuhr. Er hielt die acht Monate Schule, (die hier ein Schuljahr gerechnet werden,) bekam 50 Dollars pro Monat und hatte sich bei Schluß der Schule etwa 125 Dollars erspart. Da kam er zu mir und sagte, er möchte gerne Medizin studieren und bat mich, ihm behilflich zu sein. Ich sprach mit einem prominenten Arzt in St. Louis und dieser sagte mir, ich solle ihn nur schicken. Er könne sein Kutscher werden, den Tag über ihn zu seinen Patienten begleiten und am Abend die Vorlesungen in einem College besuchen. Als die Abschiedsstunde schlug, kam mein Freiherr, legte die 17 Dollars, die ich für ihn ausgelegt hatte und meine Uhr auf den Tisch und dankte unter vielen Dankestränen. Ich sagte ihm, er möge das Geld und die Uhr behalten. Doch meinte er, das könne er nicht. Die Uhr werde ihn immer an seine tiefste Erniedrigung erinnern. Ich betete dann noch mit ihm und gab ihm einen Brief an Doktor C. in St. Louis mit. Ich freute mich schon, einen Menschen vom Untergang gerettet zu haben. Leider hat er sich doch nicht bewährt und ich habe seine Spur hernach verloren.

New Orleans 1881. Einst hatte ich Geschäfte in der unteren Stadt und wollte in aller Frühe dahin fahren, weil es am Tage so sehr heiß wurde. Ich war der erste Passagier auf der mit einer Lokomotive gezogenen Straßenbahn. Als ich dem Kondukteur, der zugleich Lokomotivführer war, meinen Nickel (5 Cents) einhändigen wollte und nur einen Dollar hatte, den ich mir zu wechseln bat, sagte er in schönstem Deutsch: „Ich vermute, Sie sind der Herr Pastor von Carrollton; behalten Sie gefälligst Ihren Dollar, bis mehr Passagiere kommen und ich Ihnen wechseln kann.“ Ich stellte mich zu ihm auf die Plattform und fragte, wie er heiße. Antwort: „Ich nenne mich F.“ Ich sagte dann, ich hätte nicht gefragt, wie er sich nenne, sondern wie sein Name sei. Antwort: „Gestatten Sie mir, diese Frage nicht zu beantworten aus Rücksicht auf meine Familie.“ Mittlerweile waren mehrere Passagiere eingestiegen und seine Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen. Ich bat ihn dann, mich zu besuchen, doch sagte er, daß die-

ser schmutzige von Maschinenöl triefende Anzug seine ganze Garderobe sei, und damit könne er keine anständige Visite machen. Ich erwiderte, ich hätte den sogenannten Herrn F. und nicht seine Garderobe eingeladen. Darauf nahm er die Einladung auf Donnerstagabend an, da dies seine einzige freie Zeit sei. An dem betreffenden Abende kam er und sagte: „Herr Pastor, auf Ihre Verantwortung wage ich es, Ihr Haus zu betreten." Ich nahm ihn mit in den Parlor (gute Stube) und wurde dann zum Abendessen gerufen. Eine Einladung, daran Teil zu nehmen, schlug er aus, da er bereits gegessen habe, jedoch fragte er, ob es gestattet sei, daß er ans Piano gehe. Kaum saßen wir beim Abendbrot, da hörten wir ihn meisterhaft und schön die schwersten klassischen Sachen spielen. Nach dem Abendessen drängte sich die ganze Familie herzu, um den schmutzigen Straßenbahnkutscher und sein herrliches Spiel zu bewundern. Ich fragte ihn, ob er auch singe. Antwort: „Ich habe früher gesungen, aber Sachen, die eigentlich nicht für ein geistliches Haus geeignet sind. Doch da fällt mir ein, ich singe eine Messe von Cherubini und Ave Verum von Mozart." Und nun sang er die Sachen mit einer herrlichen Stimme. Ich begleitete ihn am Abend zu seiner Schlafstätte und sagte ihm: „ Herr F., kündigen Sie Ihren Dienst und kommen Sie morgen früh zu mir, ich will versuchen, andere Beschäftigung für Sie zu finden; doch verlange ich von Ihnen, mir Vertrauen zu schenken und mir zu sagen, wer Sie sind." Am nächsten Morgen ging ich mit ihm in ein Kleidergeschäft und ließ ihn von Kopf bis zu Fuß neu einkleiden, nachdem er mir zögernd mitgeteilt, daß er der Sohn des Generals . . . . . sei, in Berlin bei der Garde gedient, aber ein leichtsinniges Leben geführt habe. Er erzählte dann, daß Hofprediger Stökker und Generalsuperintendent Jaspis Freunde seiner Eltern seien. Nachdem er nun einen modernen Anzug an hatte, erschien er als ein hübscher Mensch mit den feinsten Umgangsmanieren. Es gelang mir mit Hilfe des Herrn Pastors Kramer, Musikschüler für ihn zu finden, aber leider war dies nicht von Bestand. Wir hatten ihn im Hause alle gern, aber ich wußte nicht, was mit ihm anfangen. Da kam der in New Orleans berühmte Musikdirektor D. zu mir, er war in großer Verlegenheit, denn er leitete die Chöre in zwei der größten Gotteshäuser der Stadt; nun war ihm sein bester Tenorist erkrankt und er fragte, ob ich nicht Rat wisse. Ich ging am nächsten Tage mit Fr zu Herrn D., dieser prüfte ihn und er bekam die gut honorierte Stelle. Doch schon nach vierzehn Tagen war die Herrlichkeit auch da zu Ende, denn Herr D.

sagte, die Chordamen hätten kein Auge mehr für den Taktstock, sondern nur für den interessanten Tenoristen, ohne daß er direkt die Veranlassung dazu gab, und er mußte ihn entlassen, obgleich er sonst keine Klage über ihn führen konnte. Nun hatten wir diesen liebenswürdigen Menschen im Hause. Eines Tages kam er ganz erregt nach Hause und sagte, an der Bahnstation liege ein Freund von ihm, der mit ihm in der Armee gedient habe und sei krank. Er habe kein Obdach und wisse nicht, wohin; ob wir gestatteten, daß dieser die Nacht bei ihm schlafe. Wir taten es allerdings nicht gern, da wir ja ohne Magd und neun Personen am Tische waren, aber der Gedanke, daß ein Kranker auf der Straße liege, bewog uns doch, auch diesen ins Haus zu nehmen. War nun Herr F. ein Meister auf dem Klavier, so war Herr von D. ein solcher auf der Violine, und wir hatten zu jener Zeit die schönsten Hauskonzerte, die mir nur immer getrübt wurden durch den Gedanken: Was soll aus diesen interessanten Menschen werden? Ich ging zu einem befreundeten wohlhabenden Herrn, und dieser schenkte mir einen noch sehr guten Anzug für Herrn von D. und somit war auch für diesen gesorgt. Je länger die Herren aber im Hause waren, desto ungenierter wurden sie; daß wir da den Wunsch hatten, unsere Gäste los zu werden, kann uns niemand verargen. Da kam eine amerikanische Dame zu mir, die einen Kutscher suchte. Sie hatte gehört, daß ich immer im Hafen auf den deutschen Schiffen predige, und hoffte, daß sie dort durch mich vielleicht einen geeigneten Kutscher bekommen könnte. Ich sagte, daß ich glaube, einen geeigneten Kutscher für sie zu wissen und wolle mit demselben zu ihr kommen. Nun kam mir ein Umstand zu statten. Herr von D. hatte eine abergläubische Furcht vor den Pocken, die damals in New Orleans auftraten. Wir hatten die Kinder impfen lassen und eins der Kleinen wurde sehr krank. Nun glaubte er, die Kinder bekämen die Pocken und wußte nicht, wohin. Da ging er mit Freuden auf die Kutscherstelle ein. Er war vielleicht vierzehn Tage in dieser Stellung, da teilte uns seine Herrin mit, daß John, wie sie ihn als Kutscher nannte, plötzlich fortgegangen und verschwunden sei.

Danach kam ein angesehener Herr aus der unteren Stadt und fragte, ob ich seinem Schwager helfen könne. Der habe das erste Hotel in Houston, Tex., und sein Oberkellner sei am gelben Fieber gestorben. Er müsse jemanden haben, der womöglich deutsch, englisch, französisch und spanisch sprechen könne. Ich dachte gleich an F., denn da er ein Jahr auf Cuba gewesen, sprach er alle diese vier Sprachen. So bekam

er denn diese Stelle, freie Station und 60 Dollars monatlich und war sehr erfreut, ich aber gewiß noch mehr, denn nun kam er doch von New Orleans fort. Beim Abschied weinte er und sagte: „Der liebe Gott hat Sie als rettenden Engel auf meinen Weg gesandt, und ich werde Ihnen das nie vergessen." Ich sagte dann: „Herr F., wenn Sie ein ordentlicher Mensch werden, ist mir das die größte Gratifikation für meine Sorge mit Ihnen." Als der zweite Monat um war, schrieb er, es sei ihm nach seinem Stande doch unter seiner Würde, ein Diener zu sein, und wenn diese Zeilen in meine Hände kämen, habe er sich bei der amerikanischen Kavallerie anwerben lassen. Uebrigens habe ich mich nachträglich gewundert, daß diese beiden Menschenkinder in meinem Hause doch ehrlich waren. Es befanden sich nämlich zu jener Zeit 400 Dollars, für eine arme Familie aus Deutschland gesandt, in meinem oft unverschlossenen Pulte. Das war diesen Herren bekannt. Daß sie mich dennoch im Besitz dieser Summe ließen, dafür muß ich ihnen allen Kredit geben.

In Quincy wurden wir sehr viel von allerlei Volk aufgesucht. Die anderen Pastoren in der Stadt pflegten solche lästige Gesellen etc., wohl halb im Scherz mir auf den Hals zu senden. So kam einmal eine Dame mittleren Alters ins Pfarrhaus und fragte, nach dem Herrn Pfarrer. Als ich zu ihr in den Parlor trat, stellte sie sich vor als Baronesse von M., und fragte dann: „Nicht wahr, Herr Pastor, Sie sind ein sehr frommer Mann und ein Kirchenfürst?" Ich wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte, und fragte: „Womit kann ich dienen?" Darauf erzählte sie mir, ihr Vater sei kommandierender General. Nun sei ihre Mutter leider vor einigen Jahren gestorben, und der Vater habe eine Dame geheiratet, die jünger sei wie sie. Da hätte sie nicht zu Hause bleiben können. „Wissen Sie, Herr Pastor, gezankt haben wir uns nie, aber mir war das Verhältnis unerträglich. Wir reisten zusammen nach Nizza, und hier hörte ich, daß gute Musiklehrerinnen in Amerika gesucht würden." So sei sie nach New Orleans gereist, habe aber keine Beschäftigung finden können. Auf den Rat der „Deutschen Gesellschaft" sei sie dann nach Louisville gegangen. Von dort habe sie die „Deutsche Gesellschaft" nach St. Louis und von da nach Quincy gesandt. Hier sei sie im Hotel abgestiegen und nun seien ihr die Mittel ausgegangen. Man habe ihr sogar ihre Koffer (trunks) vorenthalten. Ich möchte ihr ein Darlehn von zwölf Dollars geben, damit sie ihre Noten u. s. w. auslösen könne. Ich sagte dann: „Gnädiges Fräulein, ich

bedaure unendlich, nicht in der Lage zu sein, da ich eine so große Familie habe und so mancherlei „Anfechtung." Doch will ich Ihnen einen Dollar schenken, und dann besuchen Sie die anderen protestantischen Pastoren Quincys und bitten sie, desgleichen zu tun." Da machte sie ein gar klägliches Gesicht und seufzte: „Ach, Herr Pastor, ich bin einer Ohnmacht nahe, hätten Sie vielleicht einen Apfel? Ich bin vor dem Frühstück aus dem Hotel ausgewiesen und habe noch nichts gegessen." Als ich meiner Frau dies sagte, bekam sie ein Stück Kuchen und etwas Erfrischung, worauf sie sich dankend empfahl. Sie kam aber zum Abendessen wieder, doch nahm sie nicht einmal ihren turbanartigen Hut ab, ohne den wir sie nie gesehen haben. Nachher musizierte sie. Sie hatte eine bewundernswerte Technik, aber ohne Gefühl und mit kräftigem Anschlag. Die Mädchen, die hinter ihr standen, hatten entdeckt, daß sie kurze Haare hatte, auch war ihre Kleidung so aufgetakelt und alle Bewegungen, Haltung und Gang nicht wie bei Damen. Meine Frau und Kinder fürchteten sich sehr, weil sie bei uns über Nacht blieb, auch noch die nächste und dritte Nacht und zu allen Mahlzeiten sich einstellte. Sie drängten mich, diesem unheimlichen Gast den Laufpaß zu geben, da verfiel ich auf eine List. Ich lud den Polizei-Inspektor, der zu meiner Gemeinde gehörte, zu einem Abendbesuch ein, doch müsse er die Abzeichen seiner Würde, seinen silbernen Stern, tragen. Dies geschah und bei seinem Erscheinen erschrak sie sichtbar. Sie fragte dann hernach, wer dieser Herr sei, und als ich sagte: „Ein Freund von mir," war sie scheinbar beruhigt. Doch am nächsten Morgen war ihre erste Frage schon vor dem Frühstück: „Herr Pastor, wer war gestern abend der Herr?" Nun sagte ich, es sei der Polizei-Inspektor. „Was wollte der?" „Er hat sich erkundigt, wer Sie sind!" „Was sagten Sie ihm denn?" „Die Baronesse von M." Sie fragte dann: „Sonst nichts?" Ich sagte, ich wisse ja sonst nichts. Dann ging sie nach dem Frühstück aus und kam nicht wieder. Als wir nach Irving Park, Chicago, gezogen waren, tauchte sie, ich glaube 1908, noch mal wieder auf, auf ähnliche Weise und mit ähnlichen Klagen wie in Quincy. Wir erkannten sie sofort, jedoch wollte sie nie in Quincy gewesen sein, noch, was sie uns dort erzählt hatte, erzählt haben. Wir gaben ihr zu essen, car fare, etc., und beschrieben ihr wie sie fahren müsse, da sie sich so unwissend und fremd stellte, wir kamen aber, als wir ihr nachsahen, zu anderer Ueberzeugung. Wer dies arme Geschöpf gewesen, und was es für eine Bewandnis mit ihm oder ihr hatte, haben wir nie erfahren.

Während ich in Quincy einmal ausgegangen war, kam ein feiner Herr und wollte mich sehen. Meine Frau sagte, um sieben Uhr beginne der Abendgottesdienst und ich würde kurz zuvor nach Hause kommen. Der Herr kam um diese Zeit wieder, er hatte aber noch nicht zu Abend gegessen. Ich hatte vor dem Gottesdienst keine Zeit für ihn, so ließ ich ihm ein Abendessen vorsetzen und bat ihn, nachher mit mir zu sprechen. Er bestellte mir Grüße vom Grafen Pückler und Baron von Rothkirch und fragte mich nach dem Gottesdienste, ob keine Geldsendung angekommen sei von seinem Vater oder von dessen Geschäftsführer in Berlin. Er erzählte dann, sein Vater habe gewollt, er solle sich der militärischen Laufbahn widmen, jedoch habe er von Jugend auf sehr für die Kunst geschwärmt, habe in Düsseldorf und München die Maler-Akademieen besucht und sei die letzten Jahre in Rom gewesen. In Berlin habe er eine Sonntagschule geleitet. Graf P. habe ihm meine Adresse gegeben und er habe an seines Vaters Rendanten geschrieben, ihm Geld unter dieser Adresse zu senden. Nach seiner Berechnung müsse der Geldbrief schon hier sein. Ich sagte, es sei kein Geldbrief angekommen, aber wenn er mit uns fürlieb nehmen wolle, könne er gern einige Tage bei uns bleiben, bis die Geldsendung eintreffe. (Worüber meine Frau sich ärgerte, weil sie der Sache nicht traute.) Er bat dann, unsern Knaben Samuel in Oel malen zu dürfen. Die Mama protestierte und sagte, es würde schon genug darüber gesprochen, daß der Papa so viel auf den Jungen halte u. s. w. Jedoch die Töchter bestürmten sie so mit Bitten, es wäre doch so schön, wenn sie später ein Bild von ihrem Liebling hätten, und so gab sie mit Widerstreben die Erlaubnis dazu. Nun ging er mit mir in die Stadt, kaufte Staffelei, Leinwand, etc., und fing an zu malen. Da die Mama aber auch eines Malers Tochter ist, wollte es der gar nicht gefallen, daß er die Nebensachen zuerst malte und für den Kopf nur eine flüchtige Skizze aufsetzte. Sie sagte ihm das, doch antwortete er, die „neue Schule" male überall erst die Umgebung und dann die Hauptsache, das Gesicht! Am Donnerstag hatte ich eine Beerdigung. Ehe ich ging, sagte er: „Herr Pastor, ich bedaure, daß Sie heute verhindert sind, mit mir einen geeigneten Rahmen für das Bild zu kaufen, weil ich heute noch das Gesicht malen will und das Bild gleich einrahmen möchte. Wenn dann meine Geldsendung kommt, kann ich direkt weiter reisen." Er behauptete nämlich, auf einer Kunstreise zu sein. Ich sagte, er könne ja besser wie ich einen Rahmen aussuchen, wie viel der denn koste. Darauf sagte er, für fünf Dollars könne er schon einen

schönen Rahmen bekommen. Nun bat er, unterdessen den Samuel fertig zu machen, ging in die Stadt und kam nicht wieder. Als ich nach Hause kam, glaubte ich erst, er habe sich wohl in der Stadt verlaufen und eilte zur Kunsthandlung, doch hörte ich da, daß gar kein Rahmen gekauft worden und auch kein Maler dagewesen sei. Die Geldsendung für ihn ist natürlich nie angekommen und wir hatten doch nun das wohlgelungene Bild unseres Samuel ohne Kopf. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Uebrigens ist es mir ein Rätsel, wie dieser Mann meine Beziehungen zu Graf Pückler und von Rothkirch so genau kannte und alle seine Angaben genau stimmten.

Im Winter 1883 kam ein Bettler, und bat um Brot. Es war sehr kalt und schneite. Wir hatten bereits gespeist. Meine Frau wollte den armen Menschen nicht in der Kälte mit einem Stück Brot abfertigen, sondern die Speisereste vom Mittagstische aufwärmen. Sie brachte den Mann ins warme Studierzimmer. Ich fragte: „Was sind Sie für ein Landsmann?" Antwort: „Badenser." „Aus welcher Stadt?" „Heidelberg." „Wie heißen Sie?" „Ludwig S." „Wie geht es Ihrer Schwester Frieda?" „Herr Pfarrer, ich verstehe Sie nicht." Ich fragte dann, ob er besser französisch verstehe. Er sagte, das sei nicht der Fall, aber er habe eine Schwester, die Frieda heiße. Da fragte ich, wo sein Bruder Karl sei. „Antwort: „In England." Bei diesen Worten griff er nach seinem Hut, und wollte fortlaufen. Ich trat ihm entgegen, und sagte, ich würde ihn nicht fortlassen. Nachdem er gegessen, wollte er gehen. Ich sagte dann, daß ich in seines Vaters Haus viel verkehrt habe. Dort versammelten sich die Anhänger von Michael Hahn, und Herr St. leitete die Versammlungen. Der Ludwig war damals ein schöner, begabter zwölfjähriger Gymnasiast, mit dem ich mich besonders befreundete. Sein Bruder Karl war Student der Theologie. Da konnte er sich meiner erinnern; sagte aber, daß ich damals nicht so korpulent gewesen, und er mich nicht würde wieder erkannt haben. Wenn er das gewußt, hätte er mein Haus nicht betreten. Ich bat ihn nun, mir offen seine Vergangenheit zu erzählen. Vielleicht könne ich ihm helfen. Da sagte er, daß er dieses mündlich nicht könne. Wenn ich ihm Feder und Papier geben wolle, würde er mir schriftlich alles wahrheitsgetreu berichten. Am nächsten Morgen überreichte er mir das Schriftstück mit der Ueberschrift: „Die Sünde ist der Leute Verderben." — Zehn Jahre war der arme Mensch in diesem Lande umhergepilgert, ohne einen festen Halt zu bekommen, unstät und flüchtig. Ich kaufte ihm einen billigen

warmen Anzug, und behielt ihn einige Tage. Er hatte sehr gelitten, und war ganz energielos, hatte kein Selbstvertrauen, ein unglücklicher Mensch. In meiner Nachbarschaft war ein befreundeter Landpastor. Zu diesem brachte ich ihn. Der stellte ihn an als Lehrer und Organist. Er betrug sich gut und machte Freude. Als aber der Mai kam, und die linden Lüfte wehten, ging es dem guten Ludwig wie den Zugvögeln. Er ließ sich nicht halten, und begab sich wieder auf die Wanderschaft, und zog ziel- und planlos in die weite Welt. Im Herbst erhielt ich von ihm einen Brief, er liege krank im Armenheuse zu St. Joseph in Michigan. Ich möchte ihm um Jesu willen helfen, daß er für den Winter die Stelle bei Herrn Pastor W. wieder bekomme. Jedoch wollte ihn dieser nicht wieder haben. Als ich einige Jahre später nach Frankfurt kam, wollte ich seine Mutter und Schwester aufsuchen. Eine jüngere Schwester hatte gerade Hochzeit mit einem Pfarrer; ich wußte das natürlich nicht. Ich gab meine Karte ab, und nun brachte der Bediente die Mutter aus dem Hochzeitssaal, und diese wünschte, ich solle an der Hochzeit ihrer jüngsten Tochter Teil nehmen. Doch konnte ich das nicht. So bestellte ich die Mutter und Fräulein Frieda in mein Hotel; sie kamen den Abend, und ich mußte von dem unglücklichen Sohn und Bruder erzählen, und so schloß dieser Hochzeits- und Freudentag mit viel heißen Tränen und der Bitte, daß der arme Ludwig noch möge wie ein Brand aus dem Feuer gezogen werden. Ich konnte der armen tiefgebeugten Mutter nur den Trost geben, daß sie wie die Monika nicht aufhören möge für ihren unglücklichen Sohn zu beten. Dann werde ihr Ludwig als ein Kind so vieler Tränen und Gebete auch, wenn nicht für dieses, doch fürs ewige Leben gerettet werden. Wie ich später durch Pastor Kettelhut hörte, ist der arme Mensch in Michigan an der Schwindsucht gestorben.

Etwa ein Jahr später kam u. a. ein Hilfesuchender zu mir, der ein Deutsch-Däne war. Derselbe erzählte mir eine wunderbare Geschichte. Sein Vater sei Arzt in Kopenhagen. Er selbst habe sich als Musikant ausgebildet, jedoch habe er in Kopenhagen wegen Ueberfülle an Musiklehrern keine Schüler bekommen können. Da sei er ausgewandert, aber hier habe er auch vergebens sich um Schüler beworben, da sein englisch sehr mangelhaft sei. Nach mancherlei Irrfahrten sei er nach Hanibal gekommen und von dort über die große Mississippi Eisenbahnbrücke gegangen, um nach Quincy zu gehen. Da habe ihn der Abend überrascht und er sei in ein Maisfeld gegangen, um dort zu übernachten. Jedoch

sei er so verzweifelt geworden, daß er sich habe in den Mississippi stürzen wollen. Wie er nun so am Ufer gestanden, sei ihm der Gedanke gekommen: „Was wird aus deiner armen Seele werden, wenn du Selbstmord begehst?" Dann habe er an seine fromme Mutter gedacht und zum erstenmal sei er in Amerika auf seine Kniee gefallen und habe gerufen: „O Gott, halte mich, daß ich nicht mit Leib und Seele verderbe." Nun sei er zurückgegangen, habe einen großen Strohhaufen gefunden, sei in denselben gekrochen und habe sich mit Stroh bedeckt zum Schutz gegen die blutdürstigen Mosquittos, die dort zu Millionen gewesen seien. Bald sei er eingeschlafen und habe in jener Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Er solle nach Quincy gehen und den höchsten Kirchturm in der Stadt aufsuchen. Neben der Kirche stehe ein großes Pfarrhaus und in diesem sei ein sechs Fuß großer Pastor. Dieser werde ihm sagen, was er tun solle, und werde ihn vor dem Untergang retten. Ich hörte die schöne Geschichte an und lächelte. Da sagte Herr L.: „Herr Pastor, ich errate Ihre Gedanken. Sie denken: Schön erfunden. Doch so wahr ein Gott im Himmel ist, ich lüge nicht." Ich bot ihm einen Dollar an, den er aber dankend ablehnte. Er habe noch nie gebettelt, nur auf dem Wege nach Quincy habe er bei einigen Farmern um Speise gebeten. Seine ganze Erscheinung machte auch nicht den Eindruck, obgleich sein moderner Anzug schon recht abgetragen war. Ich sagte dann: „Ja, mein lieber Herr L., wenn Sie Steine klopfen oder Holz sägen könnten, würde ich Ihnen Arbeit besorgen können; aber in Ihrem Falle bin ich ratlos." Ich wurde dann zu einem Kranken gerufen, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Herr L. bat, mich begleiten zu dürfen. Auf dem Wege sagte er: „Herr Pastor, wenn der Herr mich im Traum zu Ihnen weiset und mir sagt, Sie würden mir helfen, dann müssen Sie das doch tun. Pekuniäre Unterstützung wünsche ich ja nicht von Ihnen." Ich erzählte ihm dann meine Erfahrungen mit Herrn S. vom letzten Winter, und nun bestürmte mich Herr L. mit der Bitte, ihn doch auch zu Pastor W. zu schicken. Ich wußte aber, wenn ich dort anfragte, daß ich eine absagende Antwort bekam. So entschloß ich mich denn, Herrn L. auch mit meinem Wagen den halben Weg zu fahren mit einem Brief an W. Ich wußte, der würde erst ein wenig poltern, daß ich ihm wieder einen Fremdling auf den Hals sandte; doch kannte ich Fritzens gutes Herz und edle Seele, daß er L. nicht fortschicken würde. Nun hatte dort ein reicher Amerikaner ein Piano für seine Kinder gekauft. Dieser nahm ihn ins Haus und gab

ihm für den Unterricht Kost und Wohnung. Dann konnte er noch nebenbei Musikstunden geben, den Kirchendienst versehen, und wenn er auf dem Lande auch nur geringes Honorar für die Stunden bekam, so hatte er auch gar keine Auslagen. Nach einigen Monaten wurde die Hausglocke gezogen. Als ich die Türe öffnete, stand ein elegant gekleideter Herr da, fiel mir um den Hals und küßte mich als einen alten Bekannten. Ich sagte ganz entsetzt: „Mein Herr, ich glaube, Sie irren sich." Da sagte er: „Ich bin ja L., den Sie zu Herrn Pastor W. geschickt haben. Mein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, jeden Cent zu sparen, um als anständig gekleideter Mann Ihnen meinen Dank abzustatten." Als wir dann gemütlich in meinem Zimmer saßen, sagte er: „Eins ist mir nur drückend, daß Sie immer noch nicht glauben können, jener Traum beruhe auf Wahrheit." Er bat mich, ich möge ihm doch glauben, daß alles so gewesen sei, wie er mir erzählt habe. Das Letzte, das ich von ihm hörte, war, daß er als Musiklehrer in Sp. . . ., als Organist und Mitglied einer großen englischen Kirche daselbst eine sehr geachtete Stellung einnehme.

Evangelische Gethsemane-Kirche,
Irving Park, Chicago, Ill.

Evang. Golgatha-Kirche,
Austin, Chicago, Ill.

Schlußwirksamkeit als Emeritus in den Vorstädten von Chicago, Austin und Irving Park, und Heimgang daselbst.

(1903 — 1910.)

(Aus Berichten, persönlichen Beziehungen und Briefen.)

Die Sammlung und Gründung dieser beiden Gemeinden war weder von der Synode noch von der Missionsbehörde des Distrikts beabsichtigt. Der Gründer derselben, Pastor Louis von Ragué, war nach vierzigjährigem Dienst in der Evangelischen Synode in seiner letzten Gemeinde, Naperville, erkrankt und mußte auf den Rat der Aerzte sein Amt niederlegen. Der Pastor aber fürchtete den Ruhestand, da Arbeit sein Ideal war. Auch wollte er nicht in das Gebiet einer schon bestehenden Gemeinde ziehen, um noch ein wenig mit dem Rest seiner Kraft missionieren zu können, ohne mit dem Ortspastor in Konflikt zu kommen. So mietete er sich eine Wohnung in dem ihm ganz fremden Austin im Jahre 1903. Jedoch war das sichtbar Gottes Führung, denn schon in den ersten Tagen fand er eine Anzahl deutsch-evangelischer Familien, die ohne kirchliche Pflege waren und die ihn baten, evangelischen Gottesdienst zu halten. So mietete er die dortige schwedisch-lutherische Kirche für acht Dollars, und da er wegen seinem Leiden nicht predigen durfte, ersuchte er den ehrw. Präses des Nord-Illinois-Distriktes, Pastor C. Krafft, am 8. Februar, nachmittags um 4 Uhr, den ersten Gottesdienst zu halten. Es hatten sich etwa hundert Personen dazu eingefunden, und siebzehn Familien unterschrieben die synodale Gemeindeordnung. Jedoch bat der Präses, mit der Organisation der Gemeinde nicht zu eilen, bis die Zahl der Familien größer sei, und die Auswahl zu den betreffenden Gemeindebeamten vielseitiger. Die ersten drei Gottesdienste wurden von Chicagoer Pastoren gehalten. Doch, da wagte der Pastor trotz des ärztlichen Verbotes, selbst zu predigen, und es ging ohne besondere Beschwerden und üble Folgen. Zu dieser ersten Predigt wurde er überrascht durch den Besuch des Kirchenchors der St. Petri-Gemeinde des Herrn Pastors Lambrecht, der mit 50—60 Herrn und Damen unsern Gottesdienst durch erhebende Chorgesänge verschönerte. Dieses war die Veranlassung, daß sich in unsrer Mitte ein Gesangchor von etwa zwanzig Herren und Damen bildete, der am 8. März, als an dem

eigentlichen Geburtstage der Gemeinde zum erstenmal, sehr gut, sang: „Mit dem Herrn fang alles an." Es hatten sich zu dem Gottesdienst 160—180 Personen eingefunden. Der Distriktspräses, Pastor Krafft, sandte als Vertreter der ehrw. Synode den Sekretär, Pastor Kettelhut. Die Gemeinde einigte sich auf den Namen: „Evangelische Golgatha-Gemeinde zu Austin, Chicago, Ill." Die Gemeinde beauftragte den Vorstand, einen geeigneten Bauplatz zu kaufen und Baupläne ausfertigen zu lassen. Die neugeborne Golgatha-Gemeinde zählte bei der Organisation sechsunddreißig Familienväter. Nachdem die Gemeinde „Nun danket alle Gott" gesungen, organisierte sich der Frauenverein, der etwa dreißig Damen zählte. Organistin und Chorleiterin war Frl. Betty von Ragué. Damit nun der Pastor an Palmarum nicht ohne Konfirmation sei, hatte er eine Klasse von sieben verheirateten Herren und Damen, die er einsegnen konnte, nachdem sie ihren Katechismus gelernt, und ihr Glaubensbekenntnis abgelegt. Die Sonntagschule begann am 1. März mit vierundzwanzig Kindern, wuchs aber mit jedem Sonntag, und zählte zu Ostern sechzig Sonntagschüler. Zur ersten Abendmahlsfeier hatten sich dreiundsiebzig Gäste angemeldet. Jedoch wegen eines Gewitters wurden die Entfernten abgehalten, daß nur fünfundvierzig teilnahmen; die übrigen aber bis Pfingsten warten wollten. Es war ein gesegnetes Osterfest und trotz des Gewitters ein guter Kirchenbesuch. Die meisten kamen nach vielen Jahren, ja manche zum erstenmal in diesem Lande zum heiligen Abendmahle. Am 27. April gelang es dem Vorstande, drei Baustellen 75 × 125 an der Central Avenue und Ricestraße für 1800 Dollars zu kaufen. Nun schien die Kraft der Gemeinde erschöpft, da Baumaterial und Arbeitslohn so sehr in die Höhe gegangen war, daß es eine Unmöglichkeit gewesen wäre, gleich eine neue Kirche zu bauen. Jedoch der Herr hat ja Weg aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht, und der Menschen Verlegenheiten sind Gottes Gelegenheiten, seine Hilfe zu zeigen und seine Macht zu offenbaren.

Eine deutsche Baptisten-Gemeinde, deren Kirche in einem entfernten Stadtteil, etwa vier Meilen weit lag, bot dieselbe der Golgatha-Gemeinde zum Kauf an, da die Baptisten daselbst gern eine größere Kirche bauen wollten. Diese Kirche war erst wenige Jahre alt, hatte Zentralheizung und Gaseinrichtung, und da dieselbe auch billig zu kaufen war, wurde sie von der Golgatha-Gemeinde gekauft, den weiten Weg nach Austin durch die Straßen auf Rollen transportiert und auf obigen Bauplatz gestellt. Nun ging man an die Renovationsarbeit,

wobei die andern evangelischen Gemeinden von Chicago fleißig halfen. Die St. Pauls-Gemeinde des Pastors R. John schenkte eine Geldsumme zum Kirchbau, einen Altar mit goldgestickter Altardecke und Kanzelbekleidung, zwei Chorstühle und Liederbretter. Für die heiligen Sakramente stiftete die Salems-Gemeinde des Präses Krafft die Abendmahlsgeräte und den Taufstein. Die Dreieinigkeits-Gemeinde des Pastors Jul. Kircher schenkte die Kanzel für die Kirche und einen Altar für das Basement (unteres Stockwerk), Herr H. Wiebusch eine schöne Altarbibel und ein ungenannter Freund die sehr schöne Kanzelbibel. Die Golgatha-Kirche ist 56 Fuß lang und hat 250 Sitzplätze; nach ihrer Renovation fand dann ihre Einweihung am 10. Januar 1904 statt. So hatte nun die Golgatha-Gemeinde eine freundliche, geräumige Kirche, und wenn die Gemeinde auch noch sehr jung und klein war, so wuchs sie doch bald und Gottes Gnade war mit ihr.

In diese Zeit fällt die letzte Reise des Pastors von Ragué nach Hoyleton zu der ihm immer lieb und wert gebliebenen Zions-Gemeinde daselbst. Im September des Jahres 1905 feierte dieselbe das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Einweihung ihres unter Pastor von Ragués Arbeit erbauten Gotteshauses. Da wünschte die Gemeinde ihren lieben früheren Seelsorger noch einmal wieder in ihrer Mitte zu haben. Die Leute rühmten es ihm noch nach fünfundzwanzig Jahren nach: „Hätten wir damals nicht Pastor von Ragué gehabt, so hätten wir eine solche schöne Kirche nicht bekommen.“ Die Mühe und Opfer, die er diesen Kirchbau sich hat kosten lassen, bleiben den Leuten unvergessen in die Herzen geschrieben. Und er kam ja auch gerne, um mit seinen ihm immer noch anhänglichen lieben westfälischen Landsleuten noch einmal zusammen sein zu können. Jedoch war er etwas bange vor der Reise wegen den zunehmenden Gebrechen des Alters. Geführt von seiner treuen Ehegattin machte er sich dann auf die weite Eisenbahnfahrt von Chicago nach St. Louis, um dort in der Umgegend erst noch Verwandte zu besuchen und dann nach Hoyleton, und Gott gab Gnade zur Reise. Die Festpredigt hielt er über seinen Lieblingstext: „Die zehn Jungfrauen,“ und die Predigt belebte und erfrischte ihn, so daß er sich stark genug fühlte, am Jubeltage der Gemeinde zweimal zu predigen. Auf Zureden des Schreibers, der sich freute, ihn bei sich zu haben, blieb er dann länger als er zuerst beabsichtigt hatte und predigte am folgenden Sonntage noch zweimal. Es wurde ihm bereits beschwerlich, die Kanzeltreppe hinaufzusteigen, war er aber einmal oben auf seinem von früher her ge-

wohnten Platze, seiner Zionskanzel, und schaute mit seinem würdevollen, milden Antlitz die Gemeinde an, so kam auch Freudigkeit über ihn und er predigte wieder mit der früheren Frische und Lebendigkeit. In den Wochentagen gab's dann eine Rundfahrt mit dem Ortspastor durch die Gemeinde, um die alten Freunde auf den ihm so wohlbekannten Farmen (Bauernhöfen) noch einmal aufzusuchen, wo er früher so oft mit ihnen die Kniee gebeugt. Da gab es dann manch herzliches Beisammensein, daß es auf alle einen tiefen Eindruck machte. Verstand er es doch so meisterhaft, auf die Denkweise der Leute einzugehen; und unter dem Zeichen des Scheidens für diese Welt war es den Anwesenden, als ob das Morgenrot der Ewigkeit aus seinen Worten bereits herüberleuchtete. Ließ er sich dann im Städtchen sehen, so umringten ihn die Hoyletoner wie in früheren Jahren in dichtem Kreise und wollten gern noch eine schöne Geschichte von ihm hören, was ihn sichtlich aufheiterte. Beim Abschied sagte er zum Schreiber dieser Zeilen: „Ach, Bruder S., es tut einem alten Prediger doch so gut, wenn der Amtsnachfolger nicht eifersüchtig ist und sehen kann, daß der Amtsvorgänger auch noch etwas Liebe in der Gemeinde genießt." In der Eile des Abschieds wurden dann noch die Hüte des Amtsvorgängers und Amtsnachfolgers verwechselt und jeder war genötigt, des andern Hut zu tragen, bis die Hoyletoner Studenten in Elmhurst bei ihrer nächsten Ferienreise die Hüte wieder austauschen konnten. Dieser Aufenthalt in Hoyleton muß dem lieben Papa von Ragué wohl gefallen haben, denn er erwog es damals ernstlich, seinen Lebensabend in der ihm so lieb gebliebenen Gemeinde zu verleben.

Sodann lag noch eine Einladung von Vater Bodelschwingh in Bielefeld vor, seinen Lebensabend in den Bielefelder Anstalten zu verleben, und sich dort durch Seelsorge an den Kranken nützlich zu machen. Mit Pastor Bodelschwingh hatte er sein Leben lang die herzlichsten Beziehungen gepflegt, und vielen von Vater Bodelschwingh empfohlenen Bielefelder Sendboten hier die Wege ins Predigtamt geebnet. Wie wert ihn Vater Bodelschwingh hielt, das durfte der Schreiber als Gast im Pfarrhause zu Bethel beim Besuche der Anstalten (1908) erfahren, als jener zu ihm sagte: „Der Name von Ragué ist für alle Zeiten mit goldenen Lettern in mein Herz geschrieben."

Bielefeld oder Hoyleton hieß es damals in seinem Herzen im Blick auf seinen Lebensabend, aber die Kinder wollten den Papa nicht so weit fortlassen, sondern ihn in Chicago behalten, und das gab den Ausschlag.

Freilich ahnte damals niemand, daß dieses die Ursache zu noch einer Gemeindegründung in Chicago unter Gottes Fügung werden sollte.

In Austin war alles mit Gründung der Gemeinde über Erwarten gut gegangen. Die Gemeinde wuchs, jedoch kam nun natürlich die Zeit, wo Papa von Ragué der Arbeit mit seinen abnehmenden Kräften nicht mehr gewachsen war. Namentlich das Laufen der vielen weiten Wege, was unumgänglich nötig war, sollte das Werk nicht einschlafen, ging nicht mehr, weil seine Beine und Füße zu schwach wurden. Manches Kränkende gab es außerdem noch zu tragen. Daß die Gemeinde einen jüngeren Pastor haben sollte, war ja auch sein Wunsch. So legte er denn sein Amt in Austin nieder, aber ruhen konnte er doch nicht. Die Arbeitslust erwachte von neuem, denn er konnte das Kaiserwort auch von sich sagen: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." Alles Zureden der Familie, doch den Winter über zu ruhen, half nicht; er meinte durchaus noch arbeiten zu müssen. Es trieb ihn förmlich, eine andere Vorstadt Chicagos aufzusuchen, wo noch keine evangelische Gemeinde wäre, dorthin überzusiedeln und unermüdlich weiter zu sammeln und zu missionieren. Er fand ein solches Arbeitsfeld in der Vorstadt Irving Park, und bezog dort im Dezember 1905 eine Wohnung. Diese Vorstadt war ein überaus schwieriges Arbeitsfeld, weil noch so viel unkirchlicher Sinn in der Umgegend herrschte, aber im Vertrauen auf den Herrn ging er ans Werk. In jener Zeit schrieb er dem Schreiber dieser Zeilen: „Irving Park ist mein jüngstes Kind, meine 26. Gemeinde, die ich sammle, 150 Familien habe ich aufgesucht, habe auch noch einen Jüngling für unsere Lehranstalten gewonnen, der 41. in der langen Reihe meiner Amtsjahre." Am ersten Adventssonntag des Jahres 1905 wurde in einer gemieteten Halle eine Sonntagschule begonnen. Es kamen zuerst bloß sechzehn Kinder. Am dritten Adventssonntage wurde hier auch der erste Gottesdienst gehalten. Die Bethania-Gemeinde schenkte die notwendige Orgel und eine Anzahl Gesangbücher, und die Bethlehems-Gemeinde die nötigen Bänke. Zu Weihnachten konnte bereits mit 75 Kindern eine Christfeier in der Halle abgehalten werden und zum ersten Male erklangen die deutschen Weihnachtslieder in Irving Park. Kurz darauf wurde ein Frauenverein gegründet, der bald 43 Glieder zählte und später dann auch ein Jugendverein mit 26 Gliedern. Die Gemeinde war inzwischen am 1. Februar 1906 mit 22 Gliedern als evangelische Gethsemane-Gemeinde gegründet worden. Nun war einer schwedischen Gemeinde daselbst ihre Kirche, die erst vor we-

nigen Jahren erbaut war und 200 Sitzplätze hatte, zu klein geworden, sie bot dieselbe darum der Gemeinde zum Kaufe an. Da die Baumaterialien gerade zu der Zeit sehr teuer waren, so ging die Gemeinde nach vielen Hin- und Herberatungen doch schließlich auf dieses Anerbieten ein und kaufte die Kirche, zumal die Halle bereits zu klein wurde, und die Gemeinde dieselbe räumen mußte. Es gab viel Arbeit, die Kirche zweckentsprechend in Stand zu setzen und zu renovieren. Die Männer der Gemeinde taten die Arbeit selbst, täglich nach Feierabend und die verschiedenen evangelischen Gemeinden Chicagos gaben schöne Geschenke zur Einrichtung. Am 27. Mai konnte die Kirche dann endlich dem Dienste des Dreieinigen Gottes geweiht werden.

Als Papa von Ragué nun auch hier der Arbeit nicht mehr gewachsen war, hoffte er, sobald sein Sohn in Deutschland fertig studiert hätte, ihm die Arbeit zu übergeben. Jedoch ging es mit seinem Befinden schneller bergab, als er dachte und er mußte den Sohn vor der ihm bewilligten Zeit zurück kommen lassen, auch zu dessen Leidwesen, denn er wäre gern noch geblieben. Es war dem Vater dann noch eine sehr große Freude, als der Sohn in der Gethsemane-Kirche am 12. Januar 1908 von Herrn Direktor Irion unter Assistenz von Papas drei Schwiegersöhnen ordiniert wurde. Gelegentlich konnte er auch dann hie und da noch predigen, jedoch ging auch das bald nicht mehr, und so ging es nach und nach immer mehr in die Stille des eigenen Zimmers, wo er sich jedoch noch sehr lebhaft mit Lesen und einer ausgebreiteten Korrespondenz beschäftigte. Da hatte er es gern, wenn er Besuch bekam, und er sich rege an der Unterhaltung beteiligen konnte. Ein Hauptereignis war dann noch die Uebersiedlung ins neue Haus neben dem Grundstück der Gemeinde für eine mal zu bauende Kirche, und dann die Hochzeit des Sohnes. Die Ankunft des kleinen Enkels, der auch des Großvaters Namen erhielt, hat er nicht mehr erlebt. Zur Kirche konnte er nicht oft mehr gehen, und auch dann nicht, ohne von kräftigem Arm gestützt zu werden. Doch war sein letzter Ausgang Ostern 1910 zur Kirche und zum heiligen Abendmahl. Einige Tage danach lag er schon meist. Ueber Schmerzen hatte er nicht zu klagen, nur allgemeine Schwäche und er schlief sehr viel. Die letzten drei Wochen lag er ganz zu Bett, und war auch viel ohne eigentliches Bewußtsein, wenn man nicht gerade mit ihm redete, und er dann wieder zu sich kam. In einigen lichten Augenblicken kam sogar sein Humor wieder zum Vorschein.

Die drei auswärtigen Kinder kamen und waren die letzte Woche viel an seinem Bett, ebenso die in der Nähe wohnenden Kinder, und er

hatte die Freude, mit ihnen gemeinsam sich das heilige Abendmahl reichen zu lassen. Sein Ende war friedlich, ein sanftes Einschlummern in gläubiger Zuversicht auf den Herrn am Nachmittag des 30. April 1910.

Das Begräbnis fand am 3. Mai unter zahlreicher Beteiligung auf dem evangelischen Eden-Friedhof zu Chicago statt. Bei der Leichenfeier amtierten die Pastoren: W. Grotefeld und J. G. Kircher von Chicago, Direktor D. Irion von Elmhurst, J. Pister von Forest Park, E. Klimpke von Des Plaines, C. Baumann von Bartlett und H. Fleer von Austin. Ehre seinem Andenken!

Folgende Bekenntnisworte des seligen Pastors L. von Ragué aus seinen letzten Lebensjahren mögen diese seine Lebensbeschreibung beschließen: Der selige Emil Frommel schreibt einmal: In seiner Jugend habe er so gern gesungen:

Aus der Enge in die Weite
Aus der Tiefe in die Höhn
Führt der Heiland seine Leute,
Daß sie seine Wunder sehn.

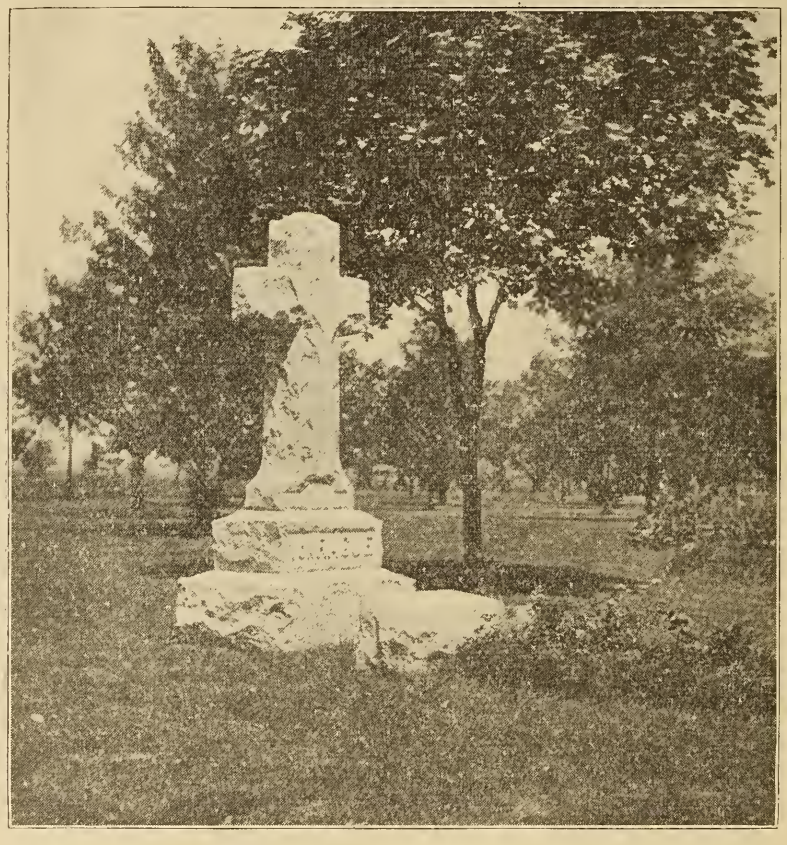
In seinem Alter singe er dasselbe Lied, nur in etwas veränderter Form, da laute es:

Aus der Weite in die Enge,
In die Tiefe aus der Höh,
In die Stille vom Gedränge,
Aus der Freude in das Weh
Führt der Heiland seine Knechte,
Daß sie seine Wunder sehn.
Wie zu rechter Zeit das Rechte
Muß zu ihrem Heil geschehn;
Führt sie hin zum heißen Tiegel,
Sitzt und schmelzt des Glaubens Gold,
Prägt auf ihre Stirn das Siegel:
Herr, ich will, wie du gewollt. —

Gott tut alles zu seiner Zeit und teilt seine Jünger und Jüngerinnen in zwei Heere. Das eine derer, die da wirken, das andere derer, die da leiden. Wie viele Jahre hat er mich trotz mancher schweren Kämpfe fröhlich und leicht arbeiten lassen. Versetzt er mich jetzt unter die Leidenden, so muß ich versuchen, aufs Wirken zu verzichten, weil er es will, so schwer es auch wird. So muß ich beten:

Stille, stille, immer stiller, laß, o stilles Lamm, mich sein,
Still in Leiden, still in Freuden, immer in die Still hinein.
Wenig Wort und große Kraft, und ein stilles, sanftes Wesen;
Mehr im Wandel als im Wort, also sei mein Schmuck erlesen.

In dieser Lebensbeschreibung wird wohl der freundliche Leser, der Herrn Pastor L. von Ragué im Leben näher gestanden, manches vermißt haben, das vielleicht noch hätte erwähnt werden sollen. Der Schreiber des Buches mußte sich jedoch an das ihm vorliegende Material halten und durfte im übrigen den dem Buche bestimmten Umfang nicht zu sehr überschreiten. Immerhin wird bei vielen manche liebe Erinnerung wachgerufen worden sein. Allen aber gereiche das Beispiel dieses



Letzte Ruhestätte des Pastors von Ragué auf dem Evang. Eden-Friedhof, Chicago, Ill.

unermüdlichen Seelsorgers, Gemeindegründers und Kirchenbauers zum bleibenden Segen, ebenso unermüdlich wie er zu wirken für den Aufbau des Reiches Gottes.

Auf seinem Grabe grüßt uns das Kreuz als sein letzter Gruß und als tröstlicher Hinweis auf den Anfänger und Vollender all unseres Glaubens und Wirkens:

Jesum, den Gekreuzigten.

DEC 9 1912

BX
7943
R

LIBRARY OF CONGRESS
0 021 219 745 2